

Band 1143 • 2,50 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Grabmal des Grauens



Band 1143 • 2,50 DM

BASTEI
ROMAN



Grabmal des Grauens

Die blutige Tragödie hätte nicht schlimmer enden können. Mit einer Axt ermordete Gerald Hopper drei seiner Verwandten und musste danach selbst den Weg in den Tod gehen. Ein Bildhauer hielt das schreckliche Ereignis für die Nachwelt fest. Es wurde als Motiv für den Grabstein der vier Toten genommen. Als Warnung für die Lebenden, die zehn Jahre später wieder auf blutige Art und Weise auflebte...

Deutsche Erstveröffentlichung

Es war einer dieser Abende, die man am liebsten im Haus verbringt. So dachte auch der Reporter Bill Conolly, der sich allerdings nicht vor die Glotze gesetzt hatte oder ein Buch las, nein, er saß in seinem Arbeitszimmer und entspannte sich nicht. Allerdings wollte er seine Tätigkeit auch nicht unbedingt als Arbeit betrachten. Es fand die Bezeichnung abwechslungsreiche Recherche besser.

Seine Frau hielt sich in einem anderen Teil des Bungalows auf. Zu Weihnachten, das noch nicht lange zurück lag, hatte ihr Bill einen Laptop geschenkt, und damit beschäftigte sie sich jetzt. Eines der kleineren Gästezimmer hatte sie zu ihrem eigenen Büro umfunktioniert, und sie wollte an diesem Abend E-Mails schreiben und auch empfangen. Nette Nachrichten, mehr als Übung gedacht. Auf diese Art und Weise hatte sie auch vor, mit Shao zu kommunizieren, eine ihrer besten Freundinnen.

In Bills vielbepacktem Arbeitszimmer stand zwar ebenfalls ein Computer, um den kümmerte er sich jedoch an diesem Abend wenig. Er schrieb zunächst seine Notizen mit der Hand, denn was er sich vorgenommen hatte, war eine ziemliche Sucharbeit. Sie musste akribisch durchgeführt werden. Er wollte erst die entsprechenden Informationen sammeln, aufschreiben und sie später in den Computer geben, um sie bei Bedarf abrufen zu können.

Er hatte mal wieder einen besonderen und auch außergewöhnlichen Auftrag übernommen. Es handelte sich um Gräber oder Grabmale im Großraum London. Nicht um die normalen Gräber, die man auf jedem Friedhof zu Gesicht bekommt, nein, wenn sich Bill schon darum kümmerte, dann mussten es auch besondere Ziele sein. Da gab es wirklich außergewöhnliche Grabstellen, die es wert waren, sich damit zu beschäftigen.

Es ging ihm dabei nicht nur um die äußere Erscheinung. Nein, Bill wollte auch herausfinden, was dahinter steckte. Jedes Grab, jeder Grabstein hatte seine eigene Geschichte. Es musste Gründe geben, warum sie so außergewöhnlich angelegt worden waren und den Besuchern ins Auge stachen.

Da hatten die Lebenden oft ihre Phantasie ausgetobt und gedacht, sie würden den Toten einen Gefallen damit tun. Ob das stimmte, konnte niemand sagen. Jedenfalls waren einige der Grabmäler für das Auge des Betrachters schon interessant.

Jetzt, wo er sich damit beschäftigt hatte, schüttelte er manchmal den Kopf. Er hatte alle, die ihn interessierten, fotografiert, und diese Fotos hatte er auf seinem breiten Schreibtisch ausgebreitet. Immer wieder ließ er seinen Blick darüber hinweggleiten, und jedes Mal schüttelte er den Kopf, wenn er sah, was man den Besuchern der Friedhöfe da zumutete

Es gab die besonders kitschigen. Die mit den andächtigen und traurig wirkenden Engeln. Hinzu kamen noch die entsprechenden Sprüche, die von einem niemals Vergessen sprachen. Von den Bindungen der Liebe, die in Blumenkränzen geflochten waren. Von der Glückseligkeit des Jenseits, von der langen Reise und auch von den Heiligen, die da um Schutz angerufen wurden und in Stein gehauen über die Grabstätte wachten.

Es gab auch andere Seiten. Da sah Bill dann den Sensenmann, der in verschiedenen Formen immer wieder auftrat. Mal als Schnitter mit Sense, mal als Knochengestalt, die dem Betrachter mit der Faust drohte, als wollte sie ihn jeden Moment zu sich holen.

Was sich die Menschen dabei gedacht hatten, wusste Bill nicht. Aber er hatte sich auch die Namen notiert, denn er wollte bei seinen weiteren Recherchen mit den Nachkommen der Verstorbenen Kontakt aufnehmen und sie einmal fragen, aus welchem Grund sie sich für diesen Grabstein entschieden hatten. Aus Spaß an der Freude hatten sie das bestimmt nicht getan. Da musste schon mehr dahinter stecken. Und diese Motive waren wirklich einen Bericht wert.

Bill hatte sich schon einen ersten Überblick verschafft und war nun dabei, die Spreu vom Weizen zu trennen. Er wollte sich nur auf die ganz ausgefallenen Grabstein-Motive konzentrieren und dort zuerst nachhaken. Es war eine Arbeit, für die er sich Zeit nehmen konnte. Der Auftrag war terminlich kaum begrenzt. Man hatte ihm von der Verlagsleitung nur gesagt, dass die Folgen in der Jahresmitte gedruckt werden sollten.

Bill hatte sich einige besonders ausgefallene Motive zur Seite gelegt und sie unter der Lupe betrachtet. Dabei waren dann drei Bilder übrig geblieben, und auch bei ihnen wollte er schauen, welches Grabmal er sich als erstes vornahm und nachforschte, was genau dahinter steckte.

Die Arbeit sah zwar locker aus, doch mit der Zeit hatte sie ihn angestrengt, und so gönnte er sich eine kleine Pause, nachdem er zwei der drei Fotos zur Seite geschoben und nur eines vor sich liegen gelassen hatte. Es war das Motiv, mit dem er sich näher beschäftigen wollte.

Zunächst einmal rollte er mit seinem Stuhl zurück, reckte die Arme und verschränkte die Hände dann hinter dem Kopf. Er kippte den Sessel, streckte die Beine aus und schloss die Augen.

Es war noch nicht spät geworden, noch keine Nacht, nur Abend. Der jedoch hatte es in sich, ebenso wie der vergangene Tag, an dem es nie hatte richtig hell werden wollen. Die Stunden waren in einem regelrechten Dämmer vergangen. Nebel, dünner Regen, mit winzigen Schneekristallen vermischt, war über London nieder gegangen. Ein

Wetter, bei dem man am besten im Haus bleib. Da trieb man nicht einmal den berühmten Hund vor die Tür.

Jetzt war es finster geworden. Um das Haus herum leuchteten die Lampen wie helle Inseln, die sich überall verteilten und etwas Licht in den winterlichen Garten schickten.

Bill stand auf, trat ans Fenster und öffnete es. Er ließ einen Schwung kühler Luft in den Raum, der ihm leicht überheizt vorgekommen war. Es war noch nicht spät. Erst zwanzig Uhr, aber draußen sah es auch um Mitternacht nicht anders aus.

Zu Abend gegessen hatten weder Sheila noch Bill richtig. Nach dem kurzen Urlaub über den Millenniumswechsel hinweg waren beide mit mehr Gewicht nach Hause gekommen, und so hatte Sheila die Kost auf Sparflamme gesetzt. Zumindest für sich wollte sie eine Woche eine Diät durchhalten, und auch Bill hatte sich dem angeschlossen. Allerdings nicht so extrem wie Sheila. Er aß nur weniger. Jetzt verspürte er schon ein leichtes Hungergefühl, aber er riss sich zusammen und ging nicht an den Kühlschrank, um sich etwas zu holen.

In einer Schale lag etwas Obst. Zwei Äpfel, eine Birne, drei Mandarinen. Die wollte Bill dann essen, wenn der Hunger einfach zu schlimm in seinen Eingeweiden wühlte.

So ganz hatte er sich mit der Diät nicht abfinden können. Vor allen Dingen nicht, was das Trinken anging. So stand auf dem Schreibtisch auch ein gut mit Rotwein gefülltes Glas, und die entsprechende Flasche hatte er ebenfalls in Griffweite stehen.

Es war ein Wein aus Italien. Ein Merlot. Ein Wein, der geschmeidig und elegant über seine Zunge hinweggeglitten war und dem Gaumen schmeichelte. Die Hälfte der Flasche war bereits leer. Wenn das so weiterging, würde sie Bill auch ganz leeren und sich dann mit der nötigen Bettschwere schlafen legen.

Er wunderte sich darüber, dass seine Frau Sheila noch nicht zu ihm gekommen war, um ein paar Worte zu wechseln. Der Laptop schien für sie interessanter zu sein als der Ehemann. Er war Neuland und deshalb so faszinierend.

Bill setzte sich wieder an den Schreibtisch und hob das Glas an. Er drehte den Wein einmal im Glas, dann setzte er den dünnen Rand an die Lippen und trank.

Er lächelte dabei. Ein wirklich edler Tropfen.

Er stellte das Glas wieder zur Seite und kümmerte sich endlich um das Foto, das er aus allen anderen herausgenommen und zur Seite gelegt hatte.

Natürlich zeigte es einen Grabstein. Und es gehörte auch zu den Aufnahmen, die Bill hatte vergrößern lassen, weil er von dem Motiv einfach fasziniert war. Ein derartiges Familiengrab hatte er wirklich

noch nicht gesehen, und er erinnerte sich daran, dass er es auf einer recht versteckten Stelle eines Friedhofs etwas außerhalb der Stadt gefunden hatte.

Es war ein recht großer Flecken Erde. Da konnte von einem Grab schon nicht mehr gesprochen werden. Der Name Gruft passte da besser, und es stach von all den anderen ab.

Bill hatte es schon oft gesehen. Trotzdem schüttelte er auch jetzt den Kopf, als er es einer genauen Betrachtung unterzog. Dieses Motiv war einmalig.

Es zeigte vier steinerne Gestalten, die auf einer festen Steinplatte standen.

Keine Engel, auch keine Abbildungen von Heiligen. Diese Figuren deuteten eher das Gegenteil an. Sie kamen dem Reporter vor wie Figuren aus der Hölle. Wie dämonisches Machwerk, das sich um den Teufel herum gruppierte.

Die Figuren bestanden aus glattem Stein. Als wären sie regelrecht geputzt worden. Sie hatten keine Patina angesetzt, sie wurden wohl des öfteren gesäubert, und Bill schüttelte auch jetzt noch den Kopf, als er sie betrachtete.

Eine Gruppe von vier dämonischen Gestalten. Sie alle glichen sich. Es konnten sogar Vierlinge sein. Glatte Figuren, nackt, kahl, mit breiten Gesichtern, bei denen sich der Künstler besonders viel Mühe gegeben hatte.

Der Steinmetz musste ein wirklicher Meister seines Fachs gewesen sein, denn er hatte den Gesichtern einen gewissen Ausdruck verliehen, auch wenn der Reporter damit nicht viel anfangen konnte, weil er ihn einfach nicht mochte.

Bei einem quollen die Augen weiter hervor als bei dem anderen. Die glatten Köpfe wirkten wie Kugeln. Nasen waren zu sehen, ebenso offene Münden. Die vier standen zwar starr, aber sie waren so geschaffen worden, dass es für den Betrachter aussah, als wären sie in Bewegung gewesen und aus ihr heraus erstarrt.

Ein wirklich ungewöhnliches Bild. Und es wurde noch ungewöhnlicher durch eine Zugabe, bei der Bill schon seine Schwierigkeiten hatte, sie einzuordnen, weil er nie auf den Gedanken gekommen wäre, sein Grab so zu schmücken.

Alle vier waren dem Teufel irgendwo nachgebildet, denn aus ihren Stirnen wuchsen kleine, nach außen gekrümmte Hörner.

Dieses Motiv hatte Bill so fasziniert oder auch negativ beeinflusst. Wer so etwas als sein Grab auf den Friedhof stellte, der hatte etwas zu verbergen oder wollte auf etwas Bestimmtes hindeuten. Möglicherweise auf die Hölle.

Es gab unzählige namenlose Gräber auf der Welt. Dieses gehörte nicht dazu. Hier musste eine Familie oder Mitglieder einer Familie in der Erde liegen, denn Bill konnte am Grabanfang den Namen Hopper deutlich in eine Steinplatte eingeschlagen sehen.

Es war ein Motiv, das etwas Böses vermittelte, und dazu eine gewisse Gewaltbereitschaft, denn eine der vier Figuren war tatsächlich bewaffnet.

Es war die, die im Hintergrund stand. Etwas erhöht, so dass sie über die anderen hinwegschauen konnte. Die Gestalt hatte ihren Körper etwas zurück gedrückt und die Arme erhoben. Mit beiden Händen hielt sie den Griff eines mächtigen Beils umklammert, wie Bill es bei Henkern aus vergangenen Zeiten gesehen hatte.

Ein Henkerbeil also.

Und zum Schlag erhoben.

Sogar so gut hergestellt, dass es aussah, als wollte die Figur damit jeden Augenblick zuschlagen. Selbst Bill, der in seinem Leben einiges mitgemacht hatte, erinnerte sich daran, dass er etwas Seltsames gespürt hatte, als er das Grab fotografiert hatte. Es war ein Hauch gewesen. Ein Eishauch. So etwas wie der Hauch des Todes, der ihn erwischt hatte.

Er hatte darüber nicht weiter nachgedacht, weil er durch das Motiv einfach zu stark fasziniert gewesen war. Nun jedoch, in der Stille des Arbeitszimmers, kehrte die Erinnerung wieder zurück und er bekam sogar eine leichte Gänsehaut.

Er runzelte die Stirn, drehte den Blick von der Fotografie aber nicht weg. Mit der rechten Hand fasste er nach seinem Weinglas, gönnte sich einen Schluck und schaute dann wieder hin.

Das Bild lag noch genau so vor ihm wie vor einigen Minuten. Er hatte es nicht verschoben und dabei in ein anderes Licht gerückt. Trotzdem war etwas passiert.

Auf dem Schreibtisch und auch über das Bild hinweggezogen, malte sich ein Schatten ab. Er hatte seinen Ursprung nicht am Grab, sondern am Motiv, und er war die ganze Zeit über nicht vorhanden gewesen.

Jetzt schon...

Nachdem Bill seine erste Überraschung überwunden hatte, folgte er dem Schatten vom Beginn an bis zu seinem Ende. Es war nicht einfach nur ein Schatten, da steckte mehr dahinter, denn auf dem Bild und auch über den Rand hinweg malte sich ein bestimmter Gegenstand ab, der auch auf der Fotografie zu sehen war.

Der Schatten des Beils!

Als Bill das glasklar erkannt hatte, blieb er zunächst sitzen, ohne sich zu rühren. Er lauschte seinem eigenen Herzschlag und merkte erst jetzt, dass er seine Hände flach auf die Oberschenkel gelegt hatte. Dennoch schwitzten die Handflächen.

War das normal?

Bill ließ einige Sekunden verstreichen, bevor er sich wieder bewegte. Noch berührte er das Bild nicht und schaute sich die Lampe an, die ihr Licht über den Schreibtisch streute. Es konnte durchaus daran liegen, was natürlich nicht stimmte, denn in den Lichtschein war kein Gegenstand hinein geraten, der diesen Schatten hätte werfen können. Er ging allein von dem Bild aus.

Ohne Grund?

Der Reporter sammelte seine Gedanken. Er mußte jetzt klar und nüchtern bleiben und durfte sich nicht von Gefühlen leiten lassen. Zuviel Wein hatte er auch nicht getrunken. Sein Wahrnehmungsvermögen war durchaus in Ordnung. Er berührte das Bild am unteren Rand und schob es leicht nach rechts zur Seite hin.

Jetzt hätte der Schatten weiterwandern müssen, wäre er durch das Licht hergestellt worden, aber das passierte auch nicht. Der Schatten blieb, ohne dass er sich veränderte. Langgezogen zeichnete er sich in einer diagonalen Linie auf dem Bild ab und endete als Klinge des verdammten Beils, das sich in den Händen dieser im Hintergrund stehenden Figur befand.

Für Bill war es ein Rätsel. Er stand nicht auf und rannte weg, er blieb sitzen und dachte nach. Dabei kam ihm der Begriff des Zufalls in den Sinn.

Sollte es möglich sein, dass dieser Schatten keine natürliche Ursache besaß? Dass er von Kräften oder Mächten geleitet wurde, die im Bereich des Dämonischen liegen?

Bill machte sich keine Illusionen. Worüber andere gelacht oder den Kopf geschüttelt hätten, das gehörte bei ihm zwar nicht zum täglichen Brot, aber er hatte einiges erlebt, auch zusammen mit seinem Freund John Sinclair. Seine Familie lebte mit diesem Wissen, dass es hinter der normalen und sichtbaren Welt auch noch weitere gab, die von dämonischen Kräften geleitet wurden.

Bill blies die Luft aus und rollte mit dem Sessel leicht zurück. Die Härchen auf seinem Handrücken hatten sich leicht in die Höhe gestellt. Die Entspannung bei seiner Tätigkeit war vergessen. Plötzlich spürte er den verdammten Druck. So recht glauben konnte er es immer noch nicht, aber der Schatten blieb. Da konnte er schauen wie er wollte. Er bewegte sich nicht. Er rutschte nicht zur Seite, er veränderte seinen Winkel auch nicht, er folgte keinen physikalischen Gesetzen. Die Länge, die Breite und auch der Winkel blieben bestehen.

Der Reporter berührte das Bild nicht mehr. Er stand auf. Er überlegte dabei, ob er sich den Schatten möglicherweise eingebildet hatte. Das traf nicht zu. Bisher war er von Halluzinationen verschont geblieben.

Bill wollte über die Dinge nicht allein entscheiden und sich eine Bestätigung holen. Die sollte ihm Sheila geben. Sie musste das Bild sehen. Erst wenn sie alles bestätigt hatte, konnte man weitersehen.

Er stand auf, schielte von der Schreibtischseite noch einmal auf das Bild und musste zugeben, dass sich die Form des Schattens und der Winkel nicht verändert hatten.

Kopfschüttelnd machte er sich auf den Weg zur Tür. Er hatte sie offen gelassen. Im Flur brannte nur schwaches Licht, durch das Bill schritt und dabei seinen eigenen Schatten beobachtete, der über den Boden wanderte.

Von Sheila hörte er nichts, obwohl auch die Tür zu ihrem Zimmer nicht geschlossen war.

Sie war sicherlich in ihre Arbeit vertieft, deshalb klopfte Bill leise an, bevor er die Tür aufzog.

„Stör mich nicht“, sagte Sheila.

„Schade.“

Er hörte ihr Lachen. „Was gibt es denn?“

„Das sage ich dir, wenn du mich einlässt.“ Er hatte die Tür bereits aufgestoßen. Sheila wandte ihm den Rücken zu. Es war ein recht schmales Zimmer mit einem Gästebett, einem Schrank, aber jetzt auch einem Schreibtisch, der vor dem Fenster stand. Das wiederum lag der Tür direkt gegenüber.

Bill schaute auf Sheilas Rücken. Sie trug einen grünen, weichen Pulli und dazu eine schwarze Jeans. Sekunden später sah Bill ihr Gesicht, da hatte sich Sheila gedreht. Ihm fiel auf, dass sie recht aufgereggt war.

„Was hast du?“

„Das liegt an den E-Mails. Man kann wirklich mit allen möglichen Leuten in Kontakt treten, egal, wo sich auch leben. Ich glaube, das kann zu meinem Hobby werden.“

„Toll. Hoffentlich vergisst du mich nicht darüber.“

„Egoist.“

Bill trat neben sie und küsste sie auf die Stirn. „Ich freue mich, dass es dir Spaß macht, Sheila.“

„Und weiter?“

„Wieso?“ Bill richtete sich wieder auf.

„Bist du nur gekommen, um mir das zu sagen?“

„Auch.“

„Aha. Und was ist der wahre Grund?“

Er räusperte sich. „Das ist so eine Sache, Sheila.“ Mit dem Zeigefinger fuhr er über seine Stirn. „Es ist nichts Schlimmes, nur etwas Ungewöhnliches.“

„Hast du Hunger?“

„Das auch.“

Sheila verzog die Lippen und nickte. „Ich ebenfalls. Wir könnten den *Pizza-Service* anrufen.“

„Nein, nein, jetzt bleiben wir hart. Auf keinen Fall den Pizza-Service. Was wir uns einmal vorgenommen haben, das ziehen wir auch durch. Wir sind beide stark genug.“

„Wenn du das meinst.“

„Sicher doch.“

„Und weshalb bist du noch zu mir gekommen?“

Bill trat einen Schritt zurück und richtete seinen Blick auf das Fenster. Dahinter verteilte sich die Dunkelheit, die nur von einem im Boden steckenden Strahler aufgerissen wurde. „Ich möchte, dass du zu mir in mein Büro kommst.“

„Warum?“

„Ich will dir etwas zeigen.“

Sheila blieb noch sitzen. Sie runzelte die Stirn, die etwas heller war als die vor Aufregung über die ungewohnte Beschäftigung geröteten Wangen. „Was könntest du mir zeigen, was ich nicht schon kenne?“

„Fotos, zum Beispiel!“

„Die von den Gräbern!“

„Genau.“

Sie winkte ab. „Ach, erzähl doch nichts. Die habe ich längst gesehen. Das ist nicht neu.“

Bill hob die Schultern. „Es wäre trotzdem gut, wenn du sie dir noch einmal anschaugst. Das heißtt, nicht alle Fotos, sondern nur ein bestimmtes Bild.“

Sheila schwieg. Aber ihr Blick erhielt einen misstrauischen Ausdruck. Sie räusperte sich leicht, und als sich Bill von ihr abwandte, griff sie zu und hielt ihn fest.

„Ich kenne dich doch, Bill. Du hast was. Vielleicht ein Problem, was ist da wirklich passiert?“

„Komm mit.“

Sheila schaltete ihren Laptop aus, der neben einer Vase mit frischen Blumen auf dem Schreibtisch stand. „Jetzt hast du mich wirklich neugierig gemacht“, sagte sie beim Aufstehen. „Ist es was Schlimmes?“

„Wie man's nimmt. Es ist zumindest ungewöhnlich.“

„Und du meinst eines der Bilder?“

„Klar, was sonst.“

„Okay, dann wollen wir mal.“

Bill ging vor. Er hörte Sheilas leise Schritte hinter sich und hoffte, dass der seltsame Schatten noch vorhanden war und er sich nicht blamierte.

Sheila schaltete im Gang das normale Licht ein, damit es richtig hell wurde. Bill stieß die Tür auf und ließ Sheila als erste über die Schwelle gehen.

„Oh, da sind sie ja.“ Sie deutete auf die Bilder. „Mein Gott, ich wusste gar nicht, dass du so viele Grabsteine fotografiert hast.“

„Aber nur ein Bild ist wichtig.“

Sie drehte sich zu ihm um. „Warum denn?“

„Schau es dir an.“ Bill legte eine Hand auf ihre Schulter und drehte Sheila dem Schreibtisch zu, damit sie auf seinem Stuhl Platz nehmen konnte.

„So, dann sieh dir mal dieses Foto an, das ich vergrößert habe.“

Sie blickte noch nicht hin. „Warum hat du gerade das vergrößert?“

„Weites mich am meisten vom Motiv her interessiert.“

Sheila zog den Stuhl näher heran und senkte den Kopf. Bill ließ ihr Zeit. Nach einigen Sekunden zeigte Sheilas Stirn Falten, und auch die Brauen schoben sich zusammen. „Das ist komisch, Bill.“

„Was genau?“

„Das Motiv.“ Sie lachte scharf. „Nein, nicht nur komisch. Das ist schon schaurig. Wer setzt sich denn ein solches Grabmal hin?“

Bill trat dicht an ihre rechte Seite und schaute auf das Foto. Ja, der Schatten war noch da. Nur war er Sheila nicht aufgefallen. „Es gehört der Familie Hopper.“

„Stimmt, jetzt lese ich es auch.“

„Und sonst fällt dir nichts auf?“

Ein zögernd und unsicher gesprochenes „Nein“ war die Antwort.

„Sieh genauer hin.“

„Hängt es mit dem Grabmal zusammen?“

„Nein und ja.“

„Das Motiv ist...“

„Nicht das Motiv.“

Sheila nickte nur. Sie wusste, dass ihr Mann kein Spinner war. Wenn er sie holte, hatte er seine Gründe, und deshalb konzentrierte sie sich noch stärker.

Dann hatte sie es. „Der Schatten!“ flüsterte Sheila scharf. „Du meinst doch nicht etwa den Schatten?“

„Doch, den meine ich.“

Sie drehte den Kopf zur Seite. „Warum denn?“ Sheila sah den Ausdruck der Sorge in den Augen ihres Mannes. „Was ist an einem Schatten so besonderes? Es gibt Licht, es gibt Schatten. Und Schatten sind dort, wo du auch das Licht siehst.“

„Im Normalfall schon, aber dieser Schatten ist mehr als ungewöhnlich. Er hat eine bestimmte Form, die man nicht übersehen kann.“ Bill

räusperte sich. „Und er hängt auch nicht mit dem Licht zusammen“, fügte er leise hinzu.

„Nicht?“

„Bitte, Sheila, du musst es sehen.“

„Okay, Quälgeist.“ Sie konzentrierte sich noch stärker auf den grauen Streifen - und schrak plötzlich zusammen, als sie herausfand, was dort zu sehen war.

Ein grauer Streifen, der unten am Bildrand endete und nicht nur ein Streifen war, denn der Rest glich der Klinke des Beils, das eine der Gestalten in den Händen hielt.

„Meinst du das Beil?“

„Ja, sonst nichts. Kein anderer wirft einen Schatten. Abgesehen davon, dass sie mich vom Motiv her abstoßen, ist dieser verdammte Schatten viel schlimmer. Und ich sage dir, dass er etwas zu bedeuten hat. Ob du es glaubst oder nicht.“

Sheila schielte hoch zur Lampe. Bevor sie etwas sagen konnte, ergriff Bill das Wort. „Tut mir leid, wenn ich dich enttäuschen muss. Die Lampe und das Licht haben damit nichts zu tun.“ Um es zu beweisen, schob er das Bild zur Seite. Jetzt hätte der Schatten wandern oder verschwinden müssen, das passierte jedoch nicht. Er blieb so, wie Sheila ihn gesehen hatte.

„Das ist ungewöhnlich“, flüsterte sie und schüttelte sich. „Nicht nur das. Es ist schon unheimlich. Als wäre der Schatten etwas, das dazu gehört und trotzdem etwas anderes ist. Verrückt, aber es entspricht den Tatsachen.“

„Gratuliere. So sehe ich das auch.“

„Und was siehst du noch?“

Bill richtete sich auf, während Sheila den Stuhl zurückrollen ließ. „Ich habe keine Ahnung. Ich weiß nicht einmal, was ich denken soll. Aber der Schatten ist existent. Er hat keine normale Ursache, so dass man von einer unnormalen sprechen muss.“

„Wie soll die denn aussehen, Bill?“

„Gute Frage, ich weiß es nicht.“

„Es hängt mit den Figuren zusammen.“ Sheila deutete auf das Foto. „Das sind doch höllische Geschöpfe. Als hätte jemand den Teufel in vierfacher Ausführung dort hinterlassen.“ Sie pustete die Luft aus. „Überhaupt, wer stellt sich so ein Motiv auf das Grab?“

„Die Familie Hopper.“

„Kennst du sie?“

„Nein, woher denn?“

„Hätte ja sein können.“ Sie tippte auf das Bild. „Du hast mit der Fotografie etwas mitgebracht, Bill. Eine Botschaft aus der Welt der

Finsternis. So und nicht anders kann ich das erklären. Oder hast du eine andere Meinung?“

„Nein, im Moment nicht.“

Sheila rollte den Stuhl noch weiter zurück. „Es muss etwas geschehen. Du mit deinem Talent bist wieder auf etwas gestoßen, das uns in eine Krise hineinreiten kann. Also müssen wir was tun.“

„Hast du eine Idee?“

„Habe ich. Ein Name.“

Da wusste Bill Bescheid. „John Sinclair.“

„Genau. Ruf ihn an. Wenn er zu Hause ist, kann er jetzt noch herkommen.“ Sheila entwickelte eine fieberhafte Hektik. „Er muss kommen, Bill. Ich kann mir vorstellen, dass da etwas auf uns zukommt, das uns beileibe nicht gefallen kann.“

„Kann man sehen. Ich bin froh, dass du so denkst. Verdammt, was bedeuten die Figuren, die aussehen wie der Teufel? Warum sieht eine davon gerade so aus, als wollte sie im nächsten Moment jemand anderen mit dem Beil erschlagen?“

„Kann ich dir nicht sagen. Ich jedenfalls meine, dass es nicht grundlos passiert ist.“

„Okay, ich sage John Bescheid.“

„Und danach dem Pizza-Service.“ Sie lächelte. „Wenn John kommt, hat er bestimmt Hunger.“

„Du nicht?“

„Nur etwas...“

Wie war das noch mit dem Hund, den man nicht vor die Tür jagt, weil das Wetter so toll ist?

Trotzdem fühlte ich mich nicht als Hund, nachdem Bills Anruf mich zu Hause erwischt hatte. Ich hatte es mir gemütlich gemacht, einige Zeitungen um mich herum ausgebreitet und auch die Glotze eingeschaltet. Lesen und die Geräuschkulisse der Nachrichten trafen bei mir zusammen, aber das eine lenkte mich nicht vom anderen ab.

Und dann kam der Anruf.

Mein alter Freund Bill Conolly hatte nicht angerufen, um mich zum Dinner einzuladen, das wäre auch zu spät gewesen, nein, es ging um ein Phänomen, wie er mir sagte. Worum es sich dabei im einzelnen handelte, damit rückte er nicht heraus.

„Das musst du schon bei uns ansehen, John. Aber eine Verarsche ist es nicht.“

„Dann hätte ich dir auch den Hals zum Korkenzieher gedreht. Ist schon pervers, bei dem Wetter zu fahren.“

„Du wirst es nicht bereuen. Es gibt auch Pizza.“

„Ob mich das locken kann, weiß ich auch nicht.“

„Der Rotwein dazu ist besser.“

„Du hast mich überredet.“

Ich stieg in den Rover und machte mich auf den Weg. Um diese Zeit kam ich besser durch als am Nachmittag. Wer eben konnte, der blieb zu Hause.

Es regnete. In den höheren Lagen gab es Schnee. Und der Wind hatte nicht nur aufgefrischt, er war sogar zu einem kleinen Sturm geworden. Das sah ich auch, als ich durch das offene Tor in den großen Garten vor dem Haus der Conollys fuhr und den mit Laternen umsäumten Weg zum Haus hinnahm.

Durch das gelbe Licht fielen die Tropfen und funkelten oft wie Diamanten. Die Vorderseite des Hauses war hell erleuchtet. Ich stellte meinen Wagen dort ab, wo er immer seinen Platz hatte, direkt vor der großen Garage.

Es gab hier keinen Vorbau, der mich vor dem Regen schützte. Ich stellte den Kragen hoch und zog den Kopf ein, als ich auf die Haustür zulief.

Die Conollys hatten mich bereits gesehen. Bill erwartete mich an der offenen Tür. Ich schüttelte mich und trat schnell in das Haus. „Habt ihr das Wetter bestellt?“

„Nein.“

„Johnny, mein Patenkind, vielleicht?“

„Der ist gar nicht da.“

Sheila kam herbei und umarmte mich. „Bei der Belohnung hat sich die Fahrt schon gelohnt“, sagte ich.

„Willkommen im neuen Jahrhundert, John.“

„Wie? Was? Wo?“

„Wir haben uns noch nicht persönlich gesehen. Nur am Telefon gesprochen.“

„Stimmt, richtig.“ Ich schlug gegen meine Stirn. „Aber soll ich euch was sagen? Es hat sich nichts verändert. Allgemein nicht und bei mir persönlich nicht. Irgendwo ist alles gleich geblieben, was mir auch nicht unsympathisch ist. Ich habe mich schon mit einem Zombie-Piraten herumgeschlagen und überlebt. Mal sehen, was noch alles auf uns zukommt.“

„Das kann ich dir gleich zeigen, John.“

„Okay, dann...“

„Willst du nicht erst was essen?“ fragte Sheila.

„Nein, ich habe was zu mir genommen. Du bist ja fast wie meine verstorbene Mutter.“

„Man macht sich eben Sorgen um dich.“

„Das ist lieb. Später vielleicht.“ Ich kam wieder zur Sache. „Wo liegt das Problem?“

„In meinem Büro“, sagte Bill.

„Toll. Ist es von Dämonen übernommen worden?“

„Zum Glück noch nicht; Aber es gibt dort etwas, das dich interessieren könnte.“

„Dann nichts wie hin.“

Die Tür stand noch offen. Zusammen mit Bill schritt ich über die Schwelle. Es gab nur die Schreibtischleuchte Licht ab, und es reichte aus, um die Fläche zu erhellen, auf der zahlreiche Bilder ausgebreitet lagen, als wäre Bill dabei gewesen, alte Familienfotos zu sortieren. Allerdings glaubte ich daran nicht.

Mein Freund strich das dichte Haar zurück und dirigierte mich in die Nähe seines Schreibtischsessels. „So, dann setz dich mal und schau dir das Foto an, das als Vergrößerung direkt vor dir liegt. Danach kannst du mir sagen, was du siehst.“

„Okay, aber nur weil du mein Freund bist.“

„Das wird sich bald ändern“, meinte er freudlos lachend.

Ich nahm Platz, rollte den Stuhl näher heran und konzentrierte mich auf das Foto, in dessen Mittelpunkt sich ein Gebilde befand, mit dem ich zunächst nichts anfangen konnte. Es bestand aus vier steinernen Figuren, die irgendwo alle gleich aussahen, was auch daran lag, dass aus ihren Stirnen Hörner wuchsen. Nur eine Gestalt fiel aus der Reihe, denn sie schwang ein Beil.

„Was sagst du?“ fragte Bill. Ich antwortete mit einer Frage: „Kannst du mir sagen, was das ist?“

„Gerne. Ein Grabmal.“

„Aha.“

„Ich habe es ebenso fotografiert wie viele andere auch.“

Von der Seite und auch von unten her schaute ich ihn an. „Seit wann hast du das Hobby?“

„Kein Hobby. Es ist ein Job. Ich schreibe an einer Artikelserie über besondere Grabsteine.“

„Wenn es dir Spaß macht.“

„Den hat es bis jetzt gemacht. Nun nicht mehr. Da muss ich umdenken. Und jetzt kommst auch du mit ins Spiel. Ich würde dir raten, dir das Grabmal genauer anzusehen. Achte auf jede Einzelheit und sag mir dann, was dir auffällt.“

Er machte es wirklich spannend. Auch Sheila war inzwischen gekommen und hatte sich neben ihren Mann gestellt. Ich wollte Bill den Gefallen tun und kümmerte mich jetzt intensiv um das Foto. Wahrscheinlich ging es dem Reporter nicht direkt um das Motiv, obwohl das schon außergewöhnlich war. Deshalb betrachtete ich nicht nur die hässlichen, glatten Gesichter, sondern auch die Umgebung.

Das Grabmal stand auf einem Friedhof. Im Hintergrund waren schwach die anderen Gräber zu erkennen, aber ich sah noch etwas, und darauf hatte ich beim ersten Hinsehen nicht geachtet. So dachte ich zumindest. Als ich genauer hinschaute, musste ich feststellen, dass der Schatten einen Gegenstand nachmalte, und den sah ich auch auf dem Bild.

Es war der Schatten des Beils!

Zwei, drei Sekunden blieb ich bewegungslos sitzen. Dann tippte ich mit dem Finger auf das Foto und fragte: „Meinst du den Schatten, Bill?“

„Bingo, genau den.“

„Und weiter?“

„Nichts weiter. Es geht mir um den Schatten des Beils, der eigentlich kein Motiv hat.“

„Moment mal. Da ist ein Beil abgebildet.“

„Das schon, aber es dürfte keinen Schatten werfen. Pass auf.“ Bill fasste nach dem Foto. Er schob es aus dem Licht heraus. Jetzt hätte der Schatten verschwinden oder zumindest wandern müssen, das tat er auch nicht. Er blieb, wie ich ihn gesehen hatte, und er zeigte uns tatsächlich den Umriss eines Beils.

„Ist das normal, John?“

„Eigentlich nicht.“

„Eben.“

„Wann ist er dir denn aufgefallen?“

„Nicht beim ersten Sortieren der Bilder. Er war auch nicht da, als ich das Foto in der ersten Vergrößerung sah. Erst an diesem Abend ist er mir aufgefallen.“

Das war schon ungewöhnlich. Sheila drückte mir ein Glas Rotwein in die Hand. Automatisch trank ich einen Schluck und ließ das Foto dabei nicht aus den Augen.

„Ich weiß, dass ihr eine Erklärung von mir haben wollt, aber ich weiß keine.“

„Das hat niemand verlangt. Seltsam ist es schon, meint auch Sheila“, sagte Bill.

Sie meldete sich auch. „Die in der Gruft liegende Familie heißt übrigens Hopper.“

„Sorry, der Name sagt mir nichts.“

„Vielleicht musst du dich damit beschäftigen“, meinte Bill.

„Hast du das nicht schon getan?“ Ich drehte mich leicht zur Seite und sah sein Kopfschütteln.

„Ich habe nur fotografiert, John. Es soll eine Geschichte über Grabmale werden. Ich werde sie auch bebildern, aber die Bilder nicht nur einfach abdrucken lassen, sondern auch darüber schreiben. Ich

glaube bestimmt, dass diese außergewöhnlichen Grabmale ihre Geschichte haben, und zwar jedes für sich.“

„Ja, das kann schon sein.“

„Und dabei sollst du mir helfen. Das ist nicht nur eine Grabstätte, John. Da steckt mehr dahinter. Das will ich herausfinden. Es geht mir auch um den Künstler, der das Grabmal hergestellt hat. Kann sein, dass er mehr darüber weiß. So etwas setzt man sich nicht grundlos auf den Friedhof. Das kann mir keiner erzählen. Da steckt mehr dahinter. Ein verdammt Motiv...“

Ich unterbrach ihn und fragte: „Was hältst du denn von dieser Familie Hopper? Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie alle tot sind. Da wird es vielleicht noch Überlebende geben.“

„Alles klar, John.“

Ich nickte zum Bild hin. „Dann können wir ja heute Abend schon mit der Aufklärung anfangen.“

„Was willst du tun?“

Ich griff bereits zum Telefonhörer. „Auf jeden Fall werde ich versuchen, mehr über diese Hoppers in Erfahrung zu bringen. Dann sehen wir weiter.“

Bill ließ mich noch nicht telefonieren. „Da ist noch was, John. Als ich auf dem Friedhof war und genau dieses Grabmal fotografierte, da hatte ich das Gefühl, von einem eisigen Hauch umweht zu werden. Wie ein Gruß des Todes.“

„Du hast es dir nicht eingebildet?“

„Nein, auf keinen Fall. Dafür musst du mich kennen. Hier ist einiges im Argen. Von dieser Grabstätte geht etwas aus. Was es ist, kann ich dir nicht sagen, aber wer setzt seinen Figuren schon Teufelshörner auf? Und warum tut er das?“

„Das werden wir vielleicht herausfinden. Ich bin schon jetzt auf die Familie Hopper gespannt.“ Diesmal ließ ich mich nicht davon abhalten, zu telefonieren.

Mein Gesprächspartner arbeitete in der Fahndung des Yard. Als man meine Stimme hörte, bekamen die Kollegen sicherlich lange Gesichter. Ich wurde dort oft als Störenfried angesehen, aber das machte mir nichts. Im Laufe der Zeit bekommt man ein dickes Fell.

„Hopper lautet der Name. Versucht mal herauszufinden, was ihr über ihn wisst.“

„Ja, machen wir. Wo können wir Sie erreichen?“

Ich gab Bills Nummer durch, dann legte ich wieder auf.

Bill hatte auf der Kante des Schreibtisches Platz genommen und drehte das Weinglas zwischen seinen Händen. Das brachte mich auf den Gedanken, ebenfalls einen Schluck zu trinken. Auch Sheila hatte sich mit Wein eingedeckt.

Dennoch wollte keine lockere Atmosphäre aufkommen. Die Spannung war fast zum Greifen. „Das ist doch schon mehr als krass, dass sich jemand so etwas aufs Grab setzt. Der kann doch nicht mehr richtig ticken, meine ich. Oder?“ Bill schaute mich an.

„Stimmt. Weißt du eigentlich, wie viele Personen in der Gruft mit den vier Teufeln liegen?“

„Nein, keine Ahnung.“

Ich schaute mir wieder den Schatten an. Er hatte sich nicht verändert. Er war weder stärker noch schwächer geworden, sondern verteilte sich auf dem Bild wie eine düstere Warnung.

Dass mit dieser Grabstätte einiges nicht in Ordnung war, stand nahezu fest. Aber wie verhielt es sich mit dieser Familie Hopper, der die Gruft schließlich gehörte?

Ich konnte nur hoffen, dass die Kollegen etwas fanden. Außerdem würden Bill und ich den Hoppers einen Besuch abstatten, darüber brauchten wir erst gar nicht zu reden. Dann interessierte mich noch der Steinmetz oder Bildhauer, der dieses ungewöhnliche Motiv geschaffen hatte.

Ich wollte meine Freunde ablenken und kam auf ihren Urlaub zu sprechen. „Habt ihr ihn genossen?“

„Es war toll“, sagte Sheila. „Skilaufen am Arlberg, das ist schon was. Jedenfalls werden wir das wiederholen, darauf kannst du dich verlassen. Wäre auch was für dich.“

„Mal schauen.“ Ich wechselte das Thema. „Wo steckt eigentlich mein Patenkind?“

Sheila musste lachen. „Kind ist gut. Johnny wollte mit einigen Freunden ins Kino. Du weißt ja, wie das heute bei den jungen Leuten ist. Danach geht es noch irgendwo hin. Dann wird es immer nach Mitternacht, bis der Herr Sohn hier erscheint.“

„Reg dich nicht auf, Sheila. Dein Mann und ich waren früher nicht anders.“

„Ja, das glaube ich.“

Endlich meldete sich der Apparat. Obwohl ich nicht der Hausherr war, hob ich ab - und hörte die Stimme des Kollegen, mit dem ich schon vorhin gesprochen hatte.

„Typisch, Sinclair“, sagte er.

„Wieso? Was macht Sie so happy?“

„Nun ja, da scheinen Sie wieder mal in ein Wespennest gestochen zu haben, was die Familie Hopper angeht.“

„Sie ist also bekannt.“

„Ja, besonders ein Gerald Hopper. Das war ein Typ, der durchgedreht hat. Er ist plötzlich auf seine Familie losgegangen und hat drei von

ihnen getötet. Seine beiden Brüder und einen Schwager. Und das mit einem Henkerbeil.“

„Wie schön.“

Der Kollege lachte. „Ich liebe Ihren Spott. Davon abgesehen, John, den Mörder gibt es nicht mehr. Der sitzt nicht im Knast. Er ist bei seiner Verhaftung erschossen worden.“

„Interessant. Mal eine andere Frage. Wann ist diese Tragödie denn passiert?“

„Vor mehr als zehn Jahren.“

„Dann gibt es noch die Protokolle?“

„Gewisse Dinge weiß ich auch, Mr. Sinclair.“

„Ich höre.“

„Hopper hat während der Taten immer davon gesprochen, dass er alles nur im Namen der Hölle tut. Er hätte von einer höheren Macht den Auftrag bekommen, die Unreinen aus seiner Familie zu vernichten. Glücklicherweise hat er nicht alle getötet.“

„Dann gibt es noch Hoppers?“

„Klar.“

„Wo?“

„Sie gehören wohl nicht zu den Ärmsten. Außerhalb von London betreiben sie eine Software-Firma. Frag mich nicht, was sie herstellen, aber sie scheinen im Geschäft zu sein.“

„Dann darf ich mich erst mal für Ihre Mühe bedanken. Das war mehr als ich erwarten konnte.“

„Keine Ursache, Mr. Sinclair. Wenn Sie immer mit so glatten Fragen kommen, ist das kein Problem für uns.“

Ich verabschiedete mich, legte auf und drehte mich zu den Conollys hin, die über Lautsprecher mitgehört hatten. „So, jetzt wissen wir mehr. Was sagt ihr dazu?“

„Das war das berühmte Wespennest“, flüsterte Sheila. „Ich denke, wir stehen am Anfang.“

„Uns hat der Fluch eines Familien-Mörders getroffen“, fasste Bill zusammen. „Aber es ist noch nicht beendet. Wir haben den Schatten des Beils gesehen, und wie wir jetzt wissen, hat er seine Verwandten durch Axthiebe getötet. Himmel, zwei Brüder und einen Schwager. Das war ein richtiger Amoklauf.“

Keiner widersprach. Sheila kloppte mit den Fingern auf die Schreibtischplatte. „Was hat jetzt Priorität?“ fragte sie.

Bill lachte. „Ganz einfach, wir werden uns um den Rest der Familie kümmern müssen.“

„Aber nicht jetzt“, sagte ich. „Das können wir morgen in die Wege leiten.“ Ich blickte noch einmal auf das Foto mit den vier teuflischen Gestalten und stand dann auf.

„Willst du fahren?“, fragte Sheila.

„Ja.“

Sie lächelte mich schief an. „Ohne Pizza?“

Ich verdrehte die Augen. „Wenn dir das so auf der Seele brennt, dann lass sie kommen.“

„Brauche ich nicht. Sie ist schon da und wird aufgewärmt.“

Bill zuckte mit den Schultern. „Da kannst du nichts machen, John. Sie ist wie immer perfekt...“

Die obere Etage des Hauses war aus- und umgebaut worden, und diesen Bereich bewohnte Marion Hopper allein. Es waren drei Zimmer, wobei das größte einen wunderbaren Blick durch das bis zum Boden reichende Fenster-Dreieck erlaubte, der bis weit hinein in das Land reichte, in dem es nur wenige Häuser gab. Vor allen Dingen keine hohen. Hier gab es noch den ländlichen Charakter, den Marion so liebte.

Und sie mochte auch, dass der Weg zu ihrem Arbeitsplatz nicht weit war. Die Firma stand praktisch auf dem Grundstück. Marion war voll integriert. Zudem hatte sie eine entsprechende Ausbildung hinter sich und bezeichnete sich selbst als Computer-Fachfrau.

Das würde auch nach ihrer Hochzeit noch so bleiben, denn ihr Zukünftiger hatte nichts dagegen, dass sie weiterhin ihrer Arbeit nachging. Er selbst liebte seinen Beruf ebenfalls. Nur war er Künstler, Bildhauer und Steinmetz. Er hatte auch das verrückte Grabmal auf dem Friedhof geschaffen, um damit den letzten Wunsch eines Mörders zu erfüllen.

Marion war damals Zwanzig gewesen und hatte im Ausland studiert. Trotzdem hatten sie die Ereignisse tief getroffen, und sie litt darunter noch immer. Oft wurde sie in der Nacht wach. Geplagt von schlimmen Träumen. Dann sah sie ihren Onkel mit dem Beil durch die Firma laufen und seine Verwandten töten. Ihren Vater hatte er ebenfalls erwischt, und jetzt war sie eigentlich die Chefin der Firma, obwohl auch ihr Bruder Fred mitmischte. Sie kamen gut miteinander zurecht. Es gab zwischen ihnen keinen Ärger. Jeder hatte sein Gebiet, und darüber war auch die noch lebende Mutter froh, die eine Wohnung im unteren Teil des Hauses besaß.

Marion war durch einen Seiteneingang in das Haus hineingegangen. Den schwarzen Porsche hatte sie vor der Garage abgestellt und stieg nun die Holztreppe hoch.

Es war für sie ein langer Tag gewesen. Morgens in der Firma, am Nachmittag und bis in den frühen Abend hinein hatte sie Verhandlungen in London mit dem Besitzer einer Chip-Firma geführt. Sie waren noch nicht ins Geschäft gekommen, weil die Preisvorstellungen noch zu unterschiedlich waren. Da waren noch einige Verhandlungen nötig.

Sie war froh, in der Wohnung zu sein, schloss die Tür und ließ ihren schmalen Aktenkoffer einfach fallen. Marion wollte sich erst einmal duschen, danach einen Drink nehmen und irgendwann noch recht früh ins Bett gehen. Sie mochte es nicht, von einer schwammigen Dunkelheit umgeben zu sein. Deshalb schaltete sie in der geräumigen Wohnung das Licht ein, so daß es in jedem Zimmer strahlte.

Sie selbst ging in das Schlafzimmer, ließ das Rollo vor das Fenster gleiten und zog ihre graue Kostümjacke aus. Der Rock folgte, die Schuhe schleuderte sie weg, auch die Bluse lag bald auf dem Bett, BH, Slip und Strümpfe ebenfalls.

Wichtig war eine heiße Dusche. Gegessen hatte sie schon in London. Sushi, was ja jetzt so in war. Viele Menschen schwörten darauf. Sie war keine große Freundin davon, aber der Geschäftspartner hatte sie eingeladen. Da hatte sie nicht ablehnen können.

Das Bad war so groß wie bei anderen Leuten das Wohnzimmer. Grüne Kacheln mit einem beigen und blassen Muster. Auch die Handtücher waren in den entsprechenden Farben gehalten. Auf ihren Geschmack bildete sie sich etwas ein.

Die Dusche war groß und begehbar. Marion war froh, sich endlich entspannen zu können. Von vier Seiten erwischten sie die Wasserstrahlen und massierten sie gleichzeitig durch.

Es war für sie immer ein wunderbares Erlebnis. Stets der Abschluss des Tages, den sie sich heute noch mit einem Drink verschönern wollte. Die Frau hatte Durst auf einen trockenen Martini oder auch auf zwei davon.

Durch die harten Wasserstrahlen hatte sie das Gefühl, sich all den Stress vom Körper spülen zu können. Sie blieb recht lange in der Kabine, deren Wände mit Feuchtigkeit beschlagen waren, so dass sie nicht mehr nach draußen schauen konnte.

In der Dusche gab es eine gemauerte Sitzbank, auf der sie sich nicht niederließ. Sie stellte die Strahlen ab und presste mit beiden Händen ihr Haar zurück. Die letzten Tropfen rannen über ihr Gesicht und verließen sich auch, so dass sie endlich normal die Augen öffnen konnte, auf die halbrunde, beschlagene Glaswand schaute - und plötzlich erstarrte.

Was sie sah, konnte sie nicht glauben.

Da war etwas!

Ein Schatten!

Diagonal zog er sich von einer Seite zur anderen. Er fing unter der Decke an und hörte unten auf. Dabei besaß er ungefähr die Dicke eines Männerarms, aber es war kein Arm, sondern ein bestimmter Gegenstand, der sich trotz der Feuchtigkeit recht scharf vom Untergrund abhob und praktisch auf den Tropfen schwamm.

Unsinn, das konnte nicht sein. Aber das Lachen blieb ihr im Hals stecken, als sie wieder nach unten schaute, um das Ende des Schattens zu sehen.

Das war kein Arm, das war ein Beil!

Das Blut schoss ihr schlagartig in den Kopf. Obwohl der Körper vom heißen Wasser noch warm war, spürte sie die klebrige Kälte, die durch ihre Knochen kroch. Ihre Augen spiegelten nackte Angst wider. Der Mund stand halb offen. Kein Schrei drang über ihre Lippen, selbst der Atem war ihr gestockt. Sie stand ganz still.

Aber im Kopf drehten sich die Gedanken, und die waren auf der einen Seite furchtbar. Gerade was eine Waffe wie das Beil anging, denn damit hatte ihr Onkel drei Morde in der Familie begangen. Seit diesem Zeitpunkt fürchtete sich Marion vor nichts so stark wie vor Beilen, und jetzt musste sie es sehen.

Es war nur ein Schatten, aber immerhin. Und sie sah es als ein verfluchtes Omen an.

Scharf stieß sie den Atem aus. Plötzlich begann sie zu zittern. Von der Schulter her rieselte die Gänsehaut bis hinab zu den Waden. Hinter ihrer Stirn pochte es. Sie drehte hektisch den Kopf. Sie rieb dann innen an der Scheibe entlang, um sich ein Guckloch zu schaffen, weil sie sehen wollte, ob sich jemand in ihr Bad eingeschlichen hatte.

Nein, es war niemand da.

Woher kam dann das Beil oder sein Schatten?

Sie musste sich überwinden, bevor sie in das Bad trat und sich abtrocknete.

Dann war es weg!

So schnell wie das verdammte Beil gekommen war, hatte es sich auch wieder zurückgezogen, und in ihrem Bad entdeckte sie auch nichts Fremdes.

Marion war keine ängstliche Frau. Jetzt aber wünschte sie sich einen Schutz. Der kalte Schauer auf ihrem Rücken wollte einfach nicht verschwinden, und sie fürchtete sich auch, dass jemand Fremdes in ihre Wohnung eingedrungen war.

Vor der Dusche blieb sie stehen. Langsam nahm sie das Badetuch und schlängte es um ihren fröstelnden Körper. Was sie sonst als einen wärmenden Umhang betrachtete, kam ihr plötzlich kalt und klamm vor. Sie trocknete sich automatisch ab, doch mit den Gedanken war Marion Hopper nicht bei der Sache. Immer wieder bewegte sie den Kopf und suchte das Bad ab, in dem es keine verräterischen Spuren mehr gab.

Was war zu tun?

Eingebildet hatte sie sich das verdammte Schattenbeil nicht. Sie war nicht gaga. Es hatte sich auf der Scheibe abgemalt, daran gab es nichts zu rütteln. Aber wieso? Warum hatte dieses verfluchte Beil so

ausgesehen wie das ihres Onkels, mit dem er einen Teil der Familie umgebracht hatte?

Es gab für die keine Erklärung. Genau das machte sie wütend. Marion war eine Frau, die fest mit beiden Beinen im Leben stand. Bisher hatte sie für ihre Probleme immer eine Lösung gefunden. In diesem Augenblick fühlte sich die Frau nicht nur nackt, was sie auch war, sondern schutz- und hilflos.

Ja, Hilfe hätte sie gebrauchen können. Nur wer hätte ihr helfen wollen? Etwa Dario La Monte, ihr Freund? Nein, der hätte sie nur angeschaut, ausgelacht, sie vielleicht in den Arm genommen und ihr geraten, sich noch einmal alles durch den Kopf gehen zu lassen.

Die Mutter?

Die war ebenfalls nicht die richtige Person. Bei entsprechenden Fragen und Bemerkungen wäre sie in ein tiefes seelisches Loch gestürzt, und das wollte ihr Marion nicht zumuten.

Ich selbst muss mit dem Problem allein zurecht kommen, sagte sie sich. Ich allein.

Ihr Körper war trocken. Das Badetuch fiel nach unten und blieb vor ihren Füßen liegen. Nackt und mit kleinen Schritten ging sie auf den großen Spiegel zu. Sie betrachtete sich darin, und dachte daran, dass sie mit ihrem Körper zufrieden sein konnte, trotz der kleinen Speckröllchen an den Hüften. Aber wer war schon perfekt? Das dunkelblonde Haar klebte noch immer am Kopf. Sie wollte es auch nicht fönen und so trocknen lassen. Noch immer besaß sie die klaren, blauen Augen. Das kleine Kinn, auch die Grübchen. Aber um die Augen herum zeichneten sich schon die ersten Falten ab, was aber vom Lachen herrührte, wie sich Marion eingestand. Und auch durch Stress bedingt, der ihr an manchen Tagen schwer zu schaffen machte.

Sie tupfte noch einmal die letzten Tropfen aus dem Gesicht. Es war mehr Schweiß als Wasser, denn mittlerweile war es im Bad ziemlich warm.

Aus einem schmalen und hohen Schrank mit lindgrüner Lackierung holte sie den frischen Slip. Gedankenlos streifte Marion ihn über, den Blick jetzt auf die Tür gerichtet. Es war zwar Unsinn, doch sie erwartete, dass sie jeden Augenblick geöffnet wurde und plötzlich ein Fremder im Raum stand.

Nichts davon passierte. Es war alles nur Einbildung. So schläng sie dann den flauschigen und weißen Bademantel um den fast nackten Körper. Der Stoff war so warm, und Marion fühlte sich darin geborgen wie in einer wunderbaren Höhle.

Die Hand lag schon auf der Türklinke, als sie zögerte. Was war, wenn sie jetzt hinausging und plötzlich eine fremde Person vor ihr stand? Womöglich noch mit einem Beil.

Sie begann wieder zu frieren, und die Kälte rann zitternd über den Rücken hinweg. Nach einigen Sekunden schalt sie sich eine Närin und riss die Tür auf.

Der erste Blick ging in den erleuchteten Flur.

Er war leer.

Es tat ihr plötzlich gut, die Bilder an den Wänden zu sehen. Dario und sie hatten sie gemeinsam ausgesucht und dabei genau ihren Geschmack getroffen. Es war so etwas Bekanntes, und die Bilder sagten ihr, dass sie sich zu Hause befand und nicht in der Fremde, auch wenn es ihr so vorkam. Es war auch nichts zu hören. In der gesamten Wohnung hatte sich die abendliche Stille ausgebreitet.

Aber Marion blieb vorsichtig. Jetzt hätte sie sich eine Schusswaffe gewünscht. So etwas gab es nicht in ihrer Wohnung. Sie konnte sich nur auf die paar Messer in der Küche verlassen. Dort wollte sie zwar auch nach einer Veränderung schauen, zuvor aber betrat sie ihr Schlafzimmer.

Es war zweckmäßig eingerichtet, auch nicht so steif und konservativ, wie die meisten Räume des Hauses. Marion hätte sich eine zweite Tür vom Schlafzimmer ins Bad gewünscht. Es war nur möglich, wenn sie das hohe und breite Bild von der Wand genommen hätte. Es zeigte etwas verfremdet die Landschaft der Toskana in sehr kräftigen Farben unter einer allmählich verschwindenden Sonne. Es war ein Geschenk ihres Freundes Dario La Monte, der sich ansonsten mit der Bildhauerei beschäftigte und nur ein paar Mal künstlerisch „fremdgegangen“ war.

Das Bett, der Schrank, über Eck in die Wand integriert. Die beiden Sessel, die schräg vor einem Fernseher standen, der weiche Teppichboden, das alles sah so normal aus. Es gab keinen Schatten, der sie hätte stören können.

Hatte es überhaupt einen gegeben?

Allmählich stellte sich Marion diese Frage. Die Furcht hatte sich verflüchtigt. Sie dachte daran, dass es unter Umständen auch Einbildung hätte sein können. Da hatten ihr die Nerven nach diesem harten Tag einen Streich gespielt.

Eine Axt, dachte sie. Ein Beil. Das war das Trauma der Familie, weil ein gewisser Gerald Hopper zu einem Psychopathen geworden war. Für sie war es nicht einmal eine Handlung im Affekt gewesen, sonst hätte der Mörder nicht zuvor in einem Testament hinterlegt, wie sein Grab auszusehen hatte. Sie war nur einmal dort gewesen und hatte diese verfluchten Figuren gesehen. Es war für den Bildhauer damals ein lukrativer Auftrag gewesen, aber Marion fragte sich manchmal, wie Dario so einen Auftrag überhaupt hatte annehmen können.

Beide hatten nie wieder darüber gesprochen, als hätte es ein stillschweigendes Einverständnis zwischen ihnen gegeben. Die Sache war vorbei und fertig.

Marion Hopper schloss die Tür des Schlafzimmers und drehte sich um. Das nächste Ziel war ihr Wohnzimmer. Dort wollte sie sich aufhalten. Noch zwei Stunden entspannen, die Ereignisse des Tages an sich abgleiten lassen, dann ins Bett gehen und möglichst tief und fest schlafen.

Die Furcht war noch immer vorhanden. Marion bewegte sich nicht so locker durch ihre Wohnung wie sonst. Sie ging dabei langsam und kam sich vor wie jemand, der auf der Hut ist, sich das aber nicht anmerken lassen will.

Helles Licht tat ihr gut. Die Quellen hatte sie innerhalb des großen Raums gut verteilt. Er nahm die gesamte Hausbreite ein. Am stärksten fiel das große Dreiecks-Fenster auf, das erst dicht über dem Boden endete. Die flachen, flauschigen Schläppen standen so, dass sie hineinschlüpfen konnte. An der offenen Bar kippte sie Martini in ein Glas. Auf Eis verzichtete sie, auf eine Olive ebenfalls. Mit dem Drink in der Hand bewegte sich Marion auf das dreieckige Fenster zu und blieb nachdenklich vor der Scheibe stehen.

Es hatte am Tag geregnet. Jetzt regnete es nicht mehr, aber die Tropfen hingen noch immer außen an der Scheibe. Marion sah sie als Flecken oder als lange Schlieren, die der Wind noch nicht getrocknet hatte. Das Wasser verzerrte den Blick. Es brach das Licht. Die weiter entfernt stehenden Häuser mit ihren Lichtern sahen leicht verschwommen aus und schienen zwischen Himmel und Erde zu stehen. Düstere Wolken segelten über einen ebenfalls düsteren Himmel, auf dem weder das Licht des Mondes noch das der Sterne eine Chance hatte.

Dieser Tag und auch der Abend waren zum Weglaufen. Ein widerliches Wetter im Januar. In der kommenden Macht sollte es kälter werden, da musste auch mit Schnee gerechnet werden.

Marions Augen befanden sich in Bewegung. Den Schatten des Beils hatte sie vergessen wollen, aber ihr Unterbewusstsein sperrte sich dagegen. Obwohl sie es sich nicht eingeredet hatte, fing sie an zu suchen. Sie forschte nach diesem Gegenstand und nannte sich selbst eine Masochistin, weil sie es tat.

Dann fiel ihr ein, dass sie noch jemand anrufen musste. Das hatte sie Dario versprochen. Im Raum gab es drei Telefone. Sie hatte sie an strategisch günstigen Plätzen deponiert. Sie hob den Apparat von der Station und wählte die Nummer ihres Freundes.

Eigentlich war es schon spät für eine Nachricht. Da hätte er auch anrufen können. Aber Dario war oft vergesslich, was sie ihm verzieh. Wenn er arbeitete, vergaß er seine Umwelt.

Vor dem Fenster ging Marion auf und ab, den Hörer gegen das rechte Ohr gedrückt. Sie hörte, dass der Ruf durchging, aber es hob niemand ab. Okay, es kam schon mal vor, dass sich Dario Zeit ließ, an diesem Abend meldete er sich nicht.

Das musste nichts zu sagen haben. Nach ihrem Erlebnis allerdings sah Marion die Dinge mit anderen Augen, und sie versuchte es mit einem zweiten Anruf.

Wieder blieb es still.

Langsam sank die Hand mit dem Hörer nach unten. Ein ungutes Gefühl hielt sie plötzlich in seinen Fängen.

Da stimmte etwas nicht!

Es kam nur selten vor, dass Dario am Abend wegging. Einmal im Monat traf er sich mit seinen Künstlerfreunden. Das Treffen fand erst in der folgenden Woche statt. Am heutigen Abend wollte er zu Hause bleiben.

Wie eine Fremde stand Marion im Zimmer und achtete auf die Kälte, die wie von zahlreichen Spinnenbeinen getragen durch ihren Körper rann. Sie hatte in diesen langen Augenblicken alles ausgeschaltet. Die Ratio gab es nicht mehr bei ihr. Es wollten keine normalen Gedanken mehr kommen. Sie konnte nur an die Entdeckung des Schattenbeils denken.

Einen dritten Anruf traute sich Marion nicht mehr zu. Das hatte alles keinen Sinn mehr. Es wäre noch die Möglichkeit gewesen, zu Dario hinzufahren. Es hätte ihr auch nichts ausgemacht, wenn alles normal gelaufen wäre. Doch das war nicht der Fall. Etwas anderes, für das sie keine Erklärung hatte, war dabei, sich in ihr Leben zu schleichen, und sie konnte sich gut vorstellen, dass dies erst der Anfang gewesen war. Schlimmeres würde folgen.

Sie hob das Glas an, wollte trinken und wunderte sich darüber, dass nichts mehr im Glas war. Ohne es zu merken, hatte sie es geleert. Nur ein müder Tropfen rann noch ihrer Kehle entgegen.

Einen weiteren Drink?

Marion entschied sich dafür. Nicht mehr so viel. Lieber nur die Hälfte. Auch jetzt war sie mit den Gedanken nicht bei der Sache. Fast hätte sie den Martini verschüttet, so sehr zitterte die Flasche in ihrer Hand.

Sie schloss für einen Moment die Augen. Es war wichtig, dass sie nachdachte. Nur nicht verrückt machen lassen.

Es konnte und würde sich alles aufklären, und das auf einem nachvollziehbaren Weg.

Eigentlich hatte sich Marion Hopper das Rauchen abgewöhnt. Nur ganz selten griff sie zur Zigarette. Jetzt war dieser Moment gekommen. Aus einer Schachtel holte sie den Glimmstängel hervor. Daneben lagen die Streichhölzer. Die Flamme tanzte auf, erfasste den Tabak, und Marion sah alles wie verlangsamt. Sie wusste auch nicht, woher es kam, aber es war so. Als hätte eine fremde Kraft nach ihr gegriffen. Als das abgebrannte Streichholz im Ascher landete und sie den ersten Rauch ausstieß, ging es ihr nicht besser. Noch immer kam sie sich in einer veränderten Umgebung vor. Das Licht schien nicht mehr so hell, der Rauch trieb durch das Zimmer, doch das konnte es nicht sein.

Marion legte die Zigarette ab. Sie hatte etwas gesehen. Nicht direkt in ihrer Nähe, sondern dicht vor dem Fenster. Dort war eine Bewegung erfolgt.

Ein Huschen?

Sie ging nicht hin, denn wieder überfiel sie die unerklärliche Angst. Aber sie konnte auch nicht fliehen. Etwas musste sie auf der Stelle bannen.

Plötzlich sah sie es. Es war da, und es war diesmal nicht plötzlich erschienen.

Wieder dieser verdammte Schatten.

Wieder das Beil.

Doch diesmal anders.

Zumindest hatte sich die Klinge verändert. Sie schien sich zu bewegen, aber das war es nicht, denn es bewegte sich etwas von der Klinge und fiel ins Leere, obwohl es so aussah, als würde es den Boden berühren.

Tropfen dick wie Blut...

Marion Hopper konnte einfach nicht nachdenken und nur starren. Das verdammte Beil war als Schatten so groß, dass er vom Fußboden fast bis unter die Decke reichte. Eine mächtige Axt mit leicht gekrümmtem Stiel, dessen Ende unter der Decke zerfaserte.

Nach einer Weile schaffte Marion es, sich wieder zu bewegen. Sie presste ihre Hände gegen die Wangen. Sie konnte einfach nicht anders, sie musste ständig auf die Schattentropfen starren, die sich von der Beiklinge lösten.

Sie fielen ab und verschwanden, aber sie blieben nicht auf dem Boden liegen. Sie fröstelte. Etwas Kaltes bewegte sich in ihr wie ein gewaltiger Wurm. Sie spürte den Druck hinter den Augen, und plötzlich kamen ihr die ersten Gedanken.

Sie tröpfelten in ihren Kopf hinein, ähnlich wie die Blutstropfen sich lösten.

Es hatte nichts direkt mit ihr zu tun. Aber sie konnte sich vorstellen, dass man ihr eine Botschaft brachte. Vielleicht sogar von Dario La Monte.

Es war ein Omen. Das Beil und das Blut. Dario hatte sich nicht gemeldet. Bisher hatte sie angenommen, dass er nicht in seinem kleinen Haus war. Nun änderte sich der Gedankengang. Er war möglicherweise noch da, aber er lebte nicht mehr.

Jemand war mit dem Beil gekommen. Einer, der so mordete, wie es ihr Onkel Gerald damals vor zehn Jahren getan hatte. Ein Nachahmer, der auch den Rest der Familie auslöschen wollte.

Der Gedanke daran ließ sie fast verrückt werden. Sie schüttelte sich, sie zitterte so stark, dass aus dem Glas die Flüssigkeit schwappte und klebrig über die Hand floss. Das war ihr alles egal. Es war unwichtig. Einzig und allein zählte für sie dieses Schattenbeil, das ihr jetzt noch größer vorkam als im Bad.

Zuerst hatte sie gedacht, dass sich das Beil bewegen und auf sie zuschweben würde, zum Schlag erhoben, aber das geschah nicht. Und so konnte sich Marion allmählich daran gewöhnen. Nicht dass sie die Anwesenheit des Beils weniger schlimm fand, aber sie war eine Frau, die sich nicht nur zurück in die Defensive drängen ließ. Sie war es gewohnt, sich durchzusetzen, und dabei mussten auch manche Hindernisse überwunden werden.

So sah es hier auch aus.

Sie wollte etwas Bestimmtes erfahren, und das konnte sie nicht aus der Distanz. Deshalb überwand sie sich und ging mit langsamem Schritten auf den geisterhaften Gegenstand zu. Zwar berührten die Füße den Boden, trotzdem hatte sie den Eindruck, ein wenig über ihn hinwegzuschweben.

Ich muss mich stellen. Ich darf mich nicht hängen lassen. Wenn etwas vorhanden ist, muss ich der Gefahr einfach ins Auge sehen. Es gibt für mich kein Zurück. Wenn ich anders denke, dann bin ich es nicht wert, an der Spitze zu stehen. Ich muss Vorbild sein. Ich muss die anderen anfeuern, ich muss es...

Es waren Begriffe wie in einem Trainings-Seminar für Manager, aber sie hielt durch. Und so kam sie immer näher an den schräg im Zimmer stehenden Schatten heran.

Dabei fiel ihr noch ein Phänomen auf. Das Beil hätte an Intensität oder Dichte zunehmen müssen. Sie war auch darauf gefaßt gewesen, es anzufassen, aber nichts davon passierte. Sie schüttelte den Kopf - und blieb plötzlich stehen.

Etwas hatte sie irritiert.

Noch immer befand sie sich in der gleichen Wohnung. Die eigenen vier Wände waren ihr so vertraut, aber jetzt war alles anders geworden.

In der Umgebung des Schattenbeils hatte es eine Veränderung gegeben. Nicht äußerlich, da war alles gleich geblieben. Dennoch war etwas anders geworden, und das hing mit der Temperatur zusammen, die seltsamerweise gefallen war.

Es war nicht nur kälter geworden, sondern schon eisig. Ja, wie in einem Eiskeller. Als hätte sich um das Beil herum eine unsichtbare Wand aus Eis aufgebaut.

Marion ging nicht mehr weiter. Fremde Hände hatten sich in ihren Magen gebohrt und bewegten sich dort. Es war so verdammt kalt, und zögernd streckte die Frau ihre rechte Hand aus, um mit den Fingerspitzen in den unsichtbaren Ring aus Eis hineinzufassen. Ja, da war etwas.

Wie Trockeneis, gegen das sie gefasst hatte.

Kein Widerstand. Sie konnte das Beil anfassen, aber zugleich auch hindurchfassen.

Es war da und doch nicht da!

Sie wusste nicht, was sie denken sollte. Alles war so fremd geworden. Die eigene Wohnung glich einem Käfig, in dem sich die Gefahr verdichtet hatte.

Da war nicht alles. Es gab nicht nur das Beil, es war auch die Stimme da, die durch die Wohnung glitt. Sie konnte keinem Menschen gehören, obwohl es ein Mensch war, der mit ihr sprach, den sie aber nicht zu Gesicht bekam.

Marion war nicht in der Lage, ein Wort zu verstehen. Zu dünn war das Flüstern und etwas lauter das geheimnisvolle Lachen, dem sie nicht entkommen konnte.

Und dann verstand sie doch etwas. Immer wieder den gleichen Satz: „Ich hole dich... ich hole dich... ich hole dich...“

Sie war nach wie vor allein. So heftig sie auch den Kopf bewegte, niemand war zu sehen.

Die Stimme versickerte. Letzte Worte wurden wie von der Luft einfach geschluckt.

Dann war es still.

Es gab nichts Fremdes mehr in ihrer Wohnung. Weder die Stimme noch die Schattenaxt.

Marion Hopper war wieder allein und fühlte sich auch so. Was sie allerdings noch mehr fühlte und was ihr große Probleme bereitete, war die Angst, verknüpft mit dem Wissen, dass etwas Schreckliches geschehen war...

Es war schon fast Mitternacht, als Marion Hopper das Haus verließ. Sie hatte es einfach nicht mehr ausgehalten.

Es hing weniger mit ihr zusammen als mit ihrem Freund Dario La Monte. Noch einmal hatte sie versucht, ihn telefonisch zu erreichen und keinen Erfolg gehabt. Das hatte ihre Unruhe noch mehr gesteigert. Jetzt wollte sie endlich wissen, woran sie war, auch wenn es verdammt schlimm war. Aber sie war es gewohnt, sich den Tatsachen zu stellen. Sonst hätte sie die Firma nie so weit voranbringen können.

Der Regen hatte sich teilweise in Schnee verwandelt. Nasskalte Wasserflocken klatschten gegen Gesicht und Körper auf dem kurzen Stück zur Garage, vor der der Porsche stand. Sie hatte sich wieder angezogen und den Mantel übergeworfen. Wenn jemand sie gefragt hätte, was sie da trug, hätte sie ihm keine Antwort geben können. Marion hatte wie in Trance gehandelt.

Schnaufend warf sie sich in den Wagen hinein. Obwohl sie es gewohnt war, in den Porsche zu steigen, stieß sie sich diesmal den Kopf. Nebensache. Darauf konnte und wollte sie nicht achten. Der Zündschlüssel steckte in der rechten Tasche des Wollmantels. Sie startete und schaltete sofort danach das Licht der Scheinwerfer an. Zwei gelblich helle Lanzen durchbrachen die Dunkelheit. In die Lichtlanzen hinein fielen die Regen- und Schneetropfen, die anfingen zu funkeln. Sie klatschten auch gegen die Scheibe, wurden von den Wischern zur Seite gefegt und schlügen immer wütender gegen das Glas, je schneller die Frau fuhr.

Sie saß hinter dem Steuer wie ein erstarrtes Gespenst. Als dies zumindest hätten fremde Augen sie ansehen können, wenn sie in das flache Fahrzeug hineingeschaut hätten. Der Porsche schien sich unter den Regentropfen wegducken zu wollen. Seine breiten Reifen fuhren durch tiefe Pfützen und schleuderten an den Seiten Wassersäulen in die Höhe.

Dario La Monte wohnte nicht zu weit von ihr entfernt. Etwa zehn Kilometer in Richtung Norden.

Ihr Freund lebte einsam. Es war ein einzeln stehendes Haus, in das er sich zurückgezogen hatte. Und es stand nicht einmal weit von dem Ort entfernt, an dem sich das Grabmal ihrer Familie befand. Auf diesem recht kleinen Friedhof, der sich noch den alten Charme erhalten hatte, wie es einmal von einem Fremden gesagt worden war.

Dem konnte Marion nicht zustimmen. Für sie war der Friedhof ein Ort des Schreckens. Sie hatte das Gefühl, dass dort sogar ein Teil ihrer Träume begraben lagen. Gern hätte sie mit ihrem Vater gemeinsam in der Firma gearbeitet, doch das war nicht mehr möglich. Gerald Hopper hatte alles zunichte gemacht.

Die Leere der Landschaft verschwand. An den Rändern der Straße wuchsen die ersten Bäume, deren kahles Astwerk sich gegen die Böen stemmte.

Marion hatte das Fernlicht eingeschaltet. Es kam ihr niemand entgegen, da konnte sie es riskieren. Das Licht floss wie zittriges dünnnes Wasser über die Fahrbahn hinweg. Marion sah es und nahm es nicht wahr. Ihre Gedanken drehten sich einzig und allein um Dario La Monte. Sie musste einfach wissen, wie es ihm ging. Sie wäre glücklich gewesen, wenn sie ihn nicht zu Hause angetroffen hätte. Noch war ja alles möglich. Noch gab es keine Beweise für das Gegenteil.

Zu dem relativ kleinen Haus gehörte ein großes Grundstück. Ihr Freund hatte es mit einem hell angestrichenen Lattenzaun umfrieden lassen, und ihn sah sie zuerst an der rechten Straßenseite. Die einzelnen Latten sahen aus wie die bleichen Arme mehrerer Skelette, die in ihre Einzelteile zerfallen waren.

Sie fuhr auf die rechte Seite hinüber und stoppte genau dort, wo das Tor den Zaun unterbrach. Von dort aus führte der Weg direkt auf das Grundstück und zur Haustür hin.

Der Bau sah aus wie eine Scheune mit dunklem Dach und weiß gestrichenen Mauern. Er hätte auch ein Stall sein können. Das Dach war groß, es reichte an den Seiten weit über die Mauern hinweg.

Marion floh förmlich aus ihrem Fahrzeug. Das Licht hatte sie ausgeschaltet, und dann riss sie das Tor auf.

Es sah alles so normal aus. Über dem Eingang gab die Lampe ihr kalkbleiches Licht ab. Tropfen fielen hindurch. Es wehte auch schwadiger Dunst in das Licht hinein.

Marion besaß einen Schlüssel. Sie wunderte sich, dass sie ihn bei all der Hektik mitgenommen hatte.

Vor der Tür blieb sie stehen. Schön beim Hinlaufen hatte sie gemerkt, dass hinter keinem der Fenster an dieser Seite Licht brannte. Das konnte ein Vorteil sein, musste aber nicht. Das äußere Metall des Schlosses wurde durch das Licht angeleuchtet und malte sich gut ab. So hatte Marion keine Schwierigkeiten, den schmalen Schlüssel in die Öffnung zu stecken. Es war nicht abgeschlossen gewesen. Nach einer halben Drehung schon öffnete sich die Tür. Das sah Marion als kein gutes Omen an. Hätte ihr Freund das Haus verlassen, dann hätte er auch die Tür hinter sich abgeschlossen.

Nur keine Hektik verbreiten. Immer ruhig sein, auf keinen Fall durchdrehen.

Sie drückte die Tür nach innen. Alles hier war ihr so vertraut. Ihr Freund hatte das Haus umbauen lassen und es durch einen Gang praktisch in der Mitte geteilt. Am Ende des Flurs befand sich der Zugang zum Anbau, in dem Dario sein Atelier eingerichtet hatte.

Es war ein Glasbau, und man konnte ihn durchaus mit einem Wintergarten vergleichen.

Hinter ihr fiel die Haustür zu. Der Wind hatte sie ins Schloss gedrückt.

Es war still.

Plötzlich hasste Marion die Stille. Sie kam ihr auch anders vor als in ihrer eigenen Wohnung. Diese hier war bedrückender, als wollte sie etwas verbergen.

Die Frau hatte vorgehabt, den Namen ihres Freundes zu rufen. Aber sie hatte das Gefühl, einen Kloß in der Kehle zu haben, und so brachte sie keinen Laut hervor.

Die Tür zum Wintergarten stand auf, und so konnte Marion den totenstillen Wintergarten betreten, in dem es keine Lichtquelle gab. Wer sich zum erstenmal hier aufhielt, der musste einfach den Eindruck bekommen, im Freien zu stehen. Obwohl das Glas dick und einbruchshemmend war, hörte sie das Aufschlagen der Regentropfen wie das ferne Trommeln irgendwelcher Riesenherzen.

Es roch nach Stein und Staub, und die Arbeiten ihres Freundes fielen ihr ins Auge. Er war ein Meister seines Fachs. Sein Ruf hatte sich herumgesprochen. Aus fast allen Teilen des Landes erreichten ihn die Aufträge. Seine letzten beiden Werke waren fertig und noch nicht abgeholt worden. Zwei Figuren, die sich gegenüberstanden und sich einander zuneigten, wobei sie sich die Hände entgegenstreckten.

Dahinter sah sie einen noch unfertigen Stein. Er war als Block geliefert und hingestellt worden. Der mächtige Holzbohlentisch, die Werkzeuge, die Sägen, die Meißel, die Hämmer, alles war vorhanden, nur eben der Künstler selbst nicht.

Sie ging weiter und passierte die beiden bereits fertigen Figuren. Es waren Frauen, aber es konnten auch Engel sein, die Gräber schmücken sollten.

Neben einem Glastisch mit krummen Eisenfüßen blieb Marion Hopper stehen. Auf dem Tisch stand eine Lampe. Ein schmales Kabel führte wie eine dünne Schlange von ihr aus bis zu einer Steckdose hin. Die Lampe hatte Dario ebenfalls hergestellt. In einer flachen Schale befand sich die Fassung für die Birne.

Sie machte Licht.

Nicht nur in ihrer Umgebung wurde es hell, der Schein breitete sich auch aus bis zu dem verhängten, noch unfertigen Gebilde. Jetzt erst sah sie, dass es nicht das einzige Werk war, das ihr Freund mit einem hellen Tuch bedeckt hatte. Es gab noch zwei andere, die etwas versetzt dahinter standen.

Verhängt.

Helle Tücher, die bis zum Boden reichten. Die Verhüllung war nichts Besonderes, denn so etwas tat Dario häufig.

Doch ein Tuch war nicht mehr völlig weiß. Es zeigte an verschiedenen Stellen dunkle Flecken, als wäre es dort von einer schmutzigen Hand berührt worden.

Das konnte sich Marion seltsamerweise nicht vorstellen. Es konnte auch andere Gründe geben...

Vor dem befleckten Tuch blieb Marion stehen. Sie fasste die Stelle an. Sie war feucht.

Dann schaute sie auf ihre Handfläche.

Sie war rot!

Mit beiden Händen packte sie die Decke und zerrte sie zur Seite. Was sie zu Gesicht bekam, war grauenhaft.

Der Tote stand. Er lehnte an einem Holzgestell. Sie konnte die Wunden nicht zählen, die ihm beigebracht worden waren, trotzdem erkannte Marion noch, wer er war. Dario, ihr Freund!

Ich war an diesem Morgen erst gar nicht ins Büro gefahren, sondern bis zur nächsten U-Bahn-Station gelaufen. Damit kam ich schneller ans Ziel, wo Bill mich erwartete. Er wollte mir ein Stück entgegenkommen und mich in einer Station südlich der Themse abholen.

Natürlich hatte ich Suko über mein Vorhaben informiert. Er hatte sich auch angeboten, mich zu begleiten. Das wiederum wollte ich nicht. Es sah noch nicht unbedingt nach einem offiziellen Fall aus. Wenn Not am Mann war, würde ich ihm Bescheid geben.

Nachdem ich ausgestiegen und den Schacht verlassen hatte, fand ich auch kein besseres Wetter vor. Schon in der Nacht war Schneeregen gefallen. Der hatte sich zwar nicht bis zum Morgen gehalten, aber wärmer war es auch nicht geworden. Kalter Wind pfiff mir ins Gesicht. Ich war froh, einen Schal um den Hals gewickelt zu haben.

Bill wartete auf mich. Er stand an einem nahen Kiosk, wo auch Chips and Fish verkauft wurden, hatte sich einen Kaffee bestellt und trank ihn in langsamem Schlucken. Dabei schützte ihn ein vorspringendes Dach vor den letzten Regentropfen. Als ich neben ihm stand, knüllte er den Becher zusammen und warf ihn in einen Papierkorb. „Möchtest du einen frischen Schluck?“

„Nein, danke.“

„Er ist nicht mal schlecht.“ Bill zog die Nase hoch. „Mistwetter, aber egal, das stehen wir durch. Es ist für heute Morgen kein weiterer Regen und auch kein Schnee angesagt worden. Nur Wind, und der lässt sich ertragen.“

„Wie geht es Sheila?“

Bill grinste. „Fast wäre sie mitgekommen. Zum Glück kam ihr etwas dazwischen. Egal, lass uns fahren.“

„Hast du schon etwas unternommen?“, fragte ich ihn.

„Was denn?“

„Zum Beispiel bei den Hoppers angerufen?“

„Nein, ich wollte keinen Alleingang riskieren. Wenn, dann ist das auch Aufgabe einer offiziellen Person. Aber ich weiß noch immer nicht, wie der verdammte Schatten des Beils auf das Foto gelangt ist. Da steckt eine Macht dahinter, mit der wir bisher noch nicht konfrontiert wurden. Ich spreche jetzt nicht von den Höllenkräften, sondern mehr von diesem Amokläufer. Er ist tot und begraben. Er hat ein Grabmal bekommen, aus welchen Gründen auch immer, aber er ist nach wie vor da. Wie ein Gespenst.“

„Nur das Beil“, sagte ich.

„Klar, John, alles paletti. Nur frage ich mich, wie man sich ein derartiges Grabmal aufstellen kann. Vier Gestalten als Teufel. Drei Opfer, ein Killer. Zudem noch mit der Mordwaffe versehen. Wem das in den Sinn kommt, der muss nicht ganz richtig im Kopf sein.“

„Oder mit anderen Mächten in Verbindung stehen.“

„Auch das.“

Wir hatten Bills Porsche erreicht, den er unter einem Baum abgestellt hatte. Von dessen Zweigen tropfte es. Das Wasser erwischte den Wagen oder landete in den Pfützen.

Im Vergleich zu meinem Dienstrover war der Porsche doch recht eng. Ich faltete mich förmlich hinein, wobei Bill mir grinsend zuschaute. „Das musst du aber noch üben.“

„Ja, nach meiner Pensionierung. Falls ich die erlebe.“

„Du bist zäh.“

„Das hoffe ich.“

Bill startete. Da ich nichts zu tun hatte, telefonierte ich und rief im Büro an, wo sich Glenda meldete. „Suko hat mir schon von deinem Ausflug berichtet“, sagte sie und lachte dabei. „Zieht es dich schon am frühen Morgen auf einen Friedhof?“

„Immer.“

„Scheint eine neue Phase zu sein.“

„Der Mensch ändert sich eben.“

„Aber gewisse Dinge bleiben“, erklärte sie. „Suko hat schon mit Sir James gesprochen, und soviel ich weiß, möchte Suko mit dir reden. Ich verbinde dich mal.“

„Danke.“

Es war nicht Suko, mit dem ich sprach, sondern der Superintendent, der mit meinem Freund zusammen saß. Vor kurzem war er noch erkältet gewesen, jetzt klang seine Stimme wieder einigermaßen normal. „Es ist gut, dass wir telefonieren, John. Dieser Fall Hopper scheint schon Kreise zu ziehen.“

„Inwiefern?“

„Nachdem Suko mir Bericht erstattet hat, habe ich mich darum gekümmert. Ich ließ mir die alten Akten überfaxen, aber das ist nicht

das Entscheidende. Es hat in der vergangenen Nacht einen Mord gegeben, und damit hat der Name Hopper indirekt zu tun.“ Er hustete leicht. „Das Opfer hieß Dario La Monte. Der Mann war nicht nur von Beruf Bildhauer und Steinmetz, sondern auch noch der Freund einer gewissen Marion Hopper. Sie ist die Nichte des Killers. Ihr Vater ist durch Gerald Hoppers Hand umgekommen.“

Es hatte mir die Sprache verschlagen. Sir James meldete sich nicht. Er wartete, bis ich wieder redete.

„Wissen Sie, wie der Mann umgebracht wurde?“

„Ja. Das sah nach Axthieben aus. Ganz sicher ist es nicht, aber es gibt auch nicht viele andere Möglichkeiten.“

„Verdamm.“

„Sie sagen es, John. Sie sollten auch zu dieser Marion Hopper fahren. Ich wollte Suko schon losschicken, aber Sie sind näher dran.“

„Das stimmt. Wir fahren jetzt zum Friedhof. Dort schauen wir uns das Grabmal an. Ich melde mich dann wieder.“

Bill hatte zwar mitgehört, aber nicht alles verstanden. „Nun?“, fragte er, „Ärger?“

„In gewisser Hinsicht schon“, gab ich zu. „Jedenfalls weiß ich, dass wir auf der richtigen Spur sind.“

„Klär mich auf.“

Viel gab es nicht zu sagen. Das wenige reichte aus, um meinen Freund nachdenklich werden zu lassen. „Da bin ich mal gespannt, was uns auf dem Friedhof erwartet.“

„Ich auch“, sagte ich und steckte das Handy wieder weg. „Im Gegensatz zu mir kennst du ihn. Kannst du mir verraten, was uns dort möglicherweise erwartet?“

„Kann sein, dass du enttäuscht bist.“

„Warum?“

„Weil der Friedhof so normal ist. Bis eben auf das Grabmal des Grauens. So habe ich es mittlerweile eingestuft. Es ist völlig aus dem Rahmen. Mir will jetzt noch nicht in den Kopf, dass es tatsächlich dieses Ding gibt.“

„Wie bist du darauf gekommen?“

Er musste lachen. „Ganz einfach. Durch den Auftrag eben. Ich habe nicht alle Friedhöfe abgegrast. Ich besorgte mir zunächst Literatur. Die gibt es tatsächlich. In alten oder älteren Büchern war aufgeführt, welche besonderen Grabmale auf den verschiedenen Friedhöfen stehen. Man führt sogar Besichtigungstouren durch und wird von einem Grabmal zum anderen geführt. Aber alles nur Stätten, die aus der Reihe fallen. Da erlebst du die verrücktesten Dinge. Figuren, die Totenschädel statt normaler Köpfe haben. Dann regelrechte Monstren. Gestalten mit

dämonischen Gesichtern. Aber auch gewaltigen Kitsch. Grabmale, die mit Bildern geschmückt wurden. Na ja, du wirst es erleben.“

Durch die Unterhaltung hatten wir beinahe vergessen, wie nahe wir dem Ziel schon gekommen waren. Wir fuhren außerhalb Londons, das heißt, diese Orte zählten noch zum Großraum Londons, aber sie waren noch nicht so zugebaut, so dass es noch freie Sicht gab.

Der kleine Friedhof gehörte zu zwei Orten, wie Bill mir erklärte. Er lag ungefähr in der Mitte. In seiner Umgebung reckte sich kein Kirchturm in die Höhe. Verschiedene Wege führten auf ihn zu. Über einen davon rollten wir auf die Mauer zu, die aus grauen Steinen errichtet war. Auch hier hatten sich sogenannte Künstler ausgetobt und es nicht versäumt, die Mauern zu besprøyen. Totenschädel in allen möglichen Farben, die einfach auffallen mussten.

Bill sah meinen schiefen Blick, als er anhielt. „Was willst du machen? Die Welt ist nun mal so.“

„Nichts gegen Künstler. Aber auf diese hier kann ich verzichten. Besonders an einem Ort wie diesem.“

Wir stiegen aus und ließen uns den kalten Wind um die Nasen wehen. Um diese Zeit würde kaum jemand den einsamen Flecken Erde hier besuchen. Das Eingangstor lag nur wenige Schritte von uns entfernt und stand offen. Es war alt und verrostet.

Ein breiter Weg führte auf das Gelände. Vom Eingang links lag die Trauerhalle. Daneben, wie eine Hütte aussehend, das Haus, in dem die Toten aufgebahrt wurden. Eine Beerdigung war für heute nicht angesetzt. Von Bill wusste ich, daß der Friedhof noch als solcher benutzt wurde und nicht als Park für Spaziergänger.

Wir schrieben Januar. Das Wetter jedoch glich mehr dem April. Wolken, Sonne, in der Ferne Blitze aus einer mächtigen dunklen Wand und vielleicht auch Schnee.

Bill hatte mich eingeholt und deutete nach vorn. „Wir müssen den Weg ganz durch bis zum anderen Ende. Dort stehen die Grüften.“

Wir waren wirklich allein. Ich sah die Gräber, ich sah Steine und Kreuze, aber nichts fiel großartig aus dem Rahmen.

Ein altes Wasserbecken war übergelaufen. Laub klebte auf den steinernen Bänken daneben. Außer uns bewegte sich niemand durch das Gelände. Meine Gedanken drehten sich auch um den Mord an Dario La Monte. Warum hatte man ihn getötet? War es eine späte Rache gewesen? Das musste wohl so sein. Dass er und die Nichte des Amokläufers verbandelt gewesen waren, hatte ich auch nicht gewusst.

Allmählich festigte sich in mir die Überzeugung, dass diese Familienrache noch nicht beendet war. Es wurde aus dem Jenseits noch einmal zugeschlagen.

Bill blieb stehen und deutete nach rechts und links. „So, hier ist der Weg.“

Mehr brauchte er nicht zu sagen. Es war der Ort auf dem Friedhof, wo eine Gruft neben der anderen stand. Wie ich sehen konnte, waren die Gräber recht normal, abgesehen von ihrer Größe. Da standen Steine, da hoben sich Figuren ab. Sie alle jedoch passten in die Landschaft hinein. Es gab nichts besonders Auffälliges. Manche waren sehr gepflegt, andere wiederum hätten mal gesäubert werden müssen.

Bill ging nicht mehr so forsch. Ich blieb hinter ihm, und mir fiel seine angespannte Haltung auf. Er blickte sich dauernd um, wie jemand, der jeden Augenblick einen Angriff erwartet. Niemand wartete auf uns. Weder jemand aus der normalen, noch jemand aus der unnormalen Welt.

Ich konnte schon die seitliche Mauer sehen, und genau in diese Richtung wies der Reporter. „Das Grabmal steht genau in der Ecke“, sagte er. „Komm, es sind nur ein paar Schritte.“

Wieder ging ich hinter ihm her. Er war auf der Hut. Auch ich merkte die Spannung in mir. Wir waren hier relativ gut vor dem Wind geschützt. Mein Schal flatterte nicht mehr. Er hing schlaff über die Schulter hinweg.

Der Boden war dunkel. Kleine Steine klebten daran fest. Die stummen Zeugen an der rechten Seite glotzten uns mit ihren steinernen Gesichtern an. Einige hatten ihre Arme über die Gräber hinweg gestreckt, als wollten sie die Lebenden zu sich holen, um sie dann in die Tiefe der kalten Erde zu drücken.

Bill brauchte mir nicht zu sagen, wo wir das Grabmal finden konnten. Ich sah es auch so, denn es war nicht zu übersehen.

Vier helle Gestalten!

„Schau es dir gut an“, flüsterte mein Freund. Er trat zurück, um mich nicht zu stören.

Etwa eine Schritt länge entfernt war ich vor dem Grabmal stehen geblieben. Dass man eine Grabstätte mit vier steinernen Zeugen besetzte, das hätte ich noch hingenommen. Nicht aber mit Zeugen, die so schrecklich aussahen. Die musste sich ein wirklich perverses Hirn ausgedacht haben. Man konnte die Freiheit der Kunst auch übertreiben, das war hier sehr genau zu sehen.

Die vier Figuren standen nicht unbedingt zusammen wie steinerne Soldaten. Sie hatten einen Pulk gebildet, aber sie sahen dabei aus, als wären sie noch in der Vorwärtsbewegung und darin dann erstarrt. Leicht geduckt, die Oberkörper vorgeschoben, zumindest traf das auf die beiden an den Außenrändern zu. Hinter ihnen stand der wichtigste, der Killer mit dem Beil, der für den Tod der drei anderen gesorgt hatte. Er

hatte das Beil erhoben, und über seine Schulter weg schaute das Gesicht der vierten Figur.

Es war ein Beil aus Stein. Ein langer Griff, eine mächtige Schneide, die jeden Augenblick nach unten sausen und jemand den Kopf abschlagen konnte.

Nackte Steinfiguren, die allesamt etwas gemeinsam hatten. Die Hörner an den glatten Stirnen, die leicht krumm gewachsen waren und mich an die Hörner von Bullen erinnerten.

Die Gesichter waren glatt. Das traf bei allen vieren zu. Aber sie waren nicht ohne Ausdruck. Da gab es Augen, Nasen, Münder, und der Bildhauer hatte es geschafft, jeweils einen besonderen Ausdruck in die Gesichter hineinzubringen.

Bei einer Gestalt stand der Mund halb offen, und deshalb hatte das verdammte Steingesicht einen grinsenden Ausdruck bekommen, die Gestalt dahinter sah für mich leicht kasperhaft aus, wie jemand, dessen Mimik mitten in einem Lachen plötzlich erstarrt war.

Der dritte war der Mörder, der das mächtige Beil schwang. Auch sein Gesicht besaß einen Ausdruck, der sich von denen der anderen unterschied.

Mir fiel es nicht leicht, ihn einzustufen. Er war nicht direkt wild, er war erstarrt, und all die Wut und der Hass, den er bei seinem Amoklauf empfunden haben musste, stand darin wie eingraviert. Es war ein Anblick zum Fürchten. Zudem schien sich Gerald Hopper nur schlafen gelegt zu haben, um einen Augenblick später zu erwachen und uns überfallen zu können.

Die vierte Figur stand etwas im Hintergrund und schaute einfach nur tumb über die Schulter des anderen hinweg.

„Jetzt siehst du es selbst“, flüsterte Bill mir zu. „Was sagst du dazu?“

„Verrückt.“

Er lachte leise. „Und noch etwas mehr, John. Nicht nur verrückt, es ist verdammt gefährlich.“

„Ja, auch das. Aber wer hier steht, kann es nicht beurteilen. Er wird sicherlich geschockt sein und sich fragen, wer eine solche Phantasie aufbringt und sich ein derartiges Grabmal hinstellt. Uns wäre das nicht in den Sinn gekommen.“

Bill ging nicht darauf ein und meinte nur: „Schau dir das verdammte Beil genau an.“

„Habe ich.“

„Und jetzt vergleiche es mal mit dem Schatten, den du auf dem Foto gesehen hast.“

„Es ist identisch - möglicherweise.“

Er widersprach heftig. „Nein, John, nicht nur möglicherweise. Da stimmt alles. Vom Griffende bis zur Schneide. Ich habe das genau in Erinnerung.“

„Wenn es einen Schatten gibt, muss normalerweise auch ein Gegenstand in der Nähe sein, der diesen Schatten wirft. Das ist bei dir in der Wohnung nicht der Fall gewesen. Oder irre ich mich da?“

Bill winkte ab. „Du weißt selbst, dass das nicht stimmt. Es war nur der Schatten vorhanden.“

„Klar.“

„Was willst du tun, John?“

„Mir die vier Freunde mal aus der Nähe anschauen. Ein Quartett des Grauens. Aus Stein zwar, aber...“

„Nimm das Kreuz. Ich warte darauf. Nur durch das Kreuz kannst du feststellen, ob mit diesen Gestalten tatsächlich alles in Ordnung ist.“

Ich war schon vorgegangen. Der übliche Test, beinahe schon langweilig, aber Bill hatte recht. Es gab keine bessere Möglichkeit.

Mit dem nächsten Schritt erreichte ich den Rand der Grabstätte. Zum Weg hin war sie mit einem Kantstein abgedeckt, der erst überschritten werden musste, um auf das Grab zu gelangen.

Ich wollte es tun, als plötzlich etwas passierte. Mich überkam das Gefühl, nicht mehr allein zu sein. Etwas hielt sich in meiner unmittelbaren Umgebung auf, wobei sich da nichts verändert hatte. Es war einfach nicht zu sehen und doch vorhanden.

Es war auf einmal kalt geworden.

Nicht vom Wetter her. Nein, diese Kälte war anders. Sie kroch vom Boden in die Höhe. Sie schob sich an meinem Körper entlang in die Höhe, sie erreichte das Gesicht, und vor meinen Lippen sah ich kondensierten Atem. Das war bei diesem Wetter normal, nur sah der Atem, der sich jetzt vor meinem Mund hielt, anders aus. Er war dichter, schwerer und zerflatterte nicht.

Das war nicht normal!

Auch Bill war es aufgefallen. „Verdammt, John, was ist das?“

„Soll ich sagen, dass sich die Toten melden? Ektoplasma? Geister, die sich zeigen?“

„Ich habe das nicht gespürt, als ich das Grabmal besuchte.“

„Sie kommunizieren wohl nicht mit jedem.“

„Hör auf.“

Die Kälte blieb. Sie steckte in meinem Körper und schwebte auch sichtbar an den Außenseiten. Denn jetzt war diese Masse nicht nur vor meinem Mund sichtbar, sie schwebte auch an mir hoch.

Ich wartete nicht mehr länger und betrat das Grab. Kaum hatte ich den Fuß auf die Erde gesetzt, da passierte etwas mit den vier Figuren. Sie selbst blieben stehen, aber in ihrer direkten Umgebung zeigte sich die

Masse wie ich sie bei mir erlebt hatte. Etwas Geisterhaftes löste sich aus ihren Mäulern und schwebte über ihren Köpfen hinweg davon. Man musste schon genau hinschauen, um sie zu sehen. Sie waren wie helle Schatten, die in die Umgebung eintauchten.

Nicht nur ein Schatten.

Ich hatte gleich vier gesehen. Sie gehörten dem Mörder und dreien seiner Opfer.

Trotzdem wollte ich den Test mit dem Kreuz durchführen. Dazu kam ich vorläufig nicht, denn mein Freund Bill Conolly sprach mich an. Er sagte nur meinen Vornamen. Etwas in seiner Stimme ließ mich aufhorchen, und ich drehte mich um.

Der Reporter war ebenfalls zu einer steinernen Figur geworden. Er bewegte sich nicht mehr. Er hielt nur den Arm ausgestreckt und deutete in eine bestimmte Richtung.

Schräg nach vorn. Dorthin, woher wir gekommen waren. Quer über den Weg malte sich ein dunkler Schatten ab.

Es war das Killerbeil!

In den folgenden Sekunden taten wir nichts. Regungslos blieben wir stehen, die Köpfe voller Gedanken. Das gleiche Phänomen wie in Bills Arbeitszimmer auf dem Bild.

Ich ging davon aus, dass die vier Figuren neben mir ihre Magie verloren hatten, trat wieder vom Grab weg auf den Weg. Etwa drei Meter vor mir lief der Schatten schräg über die feuchte Erde hinweg. Er war starr. Er zitterte nicht. Am Rand des Wegs zeichnete sich die Klinge ab.

Bill unterbrach das Schweigen. „Sind sie jetzt frei, John? Sind ihre Geister frei geworden? Finden sie keine Ruhe?“

„Das könnte so sein.“

„Ich frage mich nur, ob ein Schattenbeil auch töten kann.“

„Das werden wir gleich haben.“

„Was hast du vor?“

„Abwarten...“

Ich wollte es genau wissen. Dafür musste ich allerdings in die unmittelbare Nähe des Schattens. Ich rechnete, daß er mit einer fremden Magie gefüllt war und womöglich aus dem Jenseits hergeführt wurde.

Bill Conolly beobachtete mich. Seine Haltung zeigte an, dass er jeden Augenblick damit rechnete, ebenfalls eingreifen zu müssen.

Die wenigen Schritte waren für mich wie eine Wanderung durch eine fremde Welt. Hier waren zwei Pole aufeinandergetroffen, und an den beiden Nahtstellen zeichnete sich der Schatten des Beils ab, der aus dem Jenseits gekommen war.

Dass er hier zu sehen war, akzeptierte ich noch. Wie aber hatte er es geschafft, in Bills Arbeitszimmer zu wandern? Konnte er Menschen aus seiner Welt heraus verfolgen?

Ich zog das Kreuz von der Brust weg und holte es hervor. Als es auf meiner Hand lag, rechnete ich damit, dass es sich erwärmen würde. Genau das passierte seltsamerweise nicht. Das Metall blieb kühl oder körperwarm. Es nahm dieses andere Phänomen überhaupt nicht zur Kenntnis. Es gab keinen Grund für mich, an den Kräften des Kreuzes zu zweifeln. Dass es nicht reagierte, sah ich als positiv an. Da befand ich mich nicht in unmittelbarer Gefahr.

Der Schatten des großen Beils lag quer über dem Weg. Er war den tatsächlichen Ausmaßen der Waffe entwachsen. Bestimmt zwei oder dreimal so groß. Aber kein Feind.

Als ich kurz davor stehen blieb, hörte ich hinter mir die Schritte des Reporters und auch sein Räuspern. „Gib nur acht, John. Ich denke, dass hier noch mehr zu erwarten ist. Vielleicht auch durch die verdammten Figuren.“

„Hat sich denn dort was verändert?“

„Nein.“

„Okay, Bill. Behalte sie weiter unter Beobachtung.“ Ich traute den drei Figuren auch nicht. Ich hatte schon Figuren erlebt, die plötzlich nicht mehr so starr waren. Außerdem mussten die verdammten Teufelshörner ja einen Sinn haben.

Der letzte Schritt.

Er war nicht weit. Ich ging einfach in den Schatten hinein und blieb dort auch stehen.

Da reagierte das Kreuz!

Es strahlte nicht auf. Es gab kein grelles Licht, wie ich es sonst gewohnt war, es war aber trotzdem eine Verbindung vorhanden, die sich nicht sichtbar zeigte.

Ich hörte sie nur.

Schreie rasten durch meine Ohren. Stimmen, deren Sprecher ich nicht sah, waren ebenfalls da. Die Schreie verwandelten sich. Sie wurden zu flehenden Worten. Ich merkte die Angst der Unsichtbaren so intensiv, dass ich eine Gänsehaut bekam und leicht zu zittern begann.

Dann waren da noch die anderen Geräusche. So hart und zugleich auch so dumpf. Jemand schlug zu. Dabei veränderten sich die Rufe der Angst. Sie wurden noch schriller und hysterischer, bis sie schließlich abbrachen.

Dazwischen lachte eine Stimme, widerlich und hämisch. Es musste derjenige sein, der für die Schreie gesorgt hatte. Hier waren Menschen umgebracht worden. Die Echos der dumpfen Schläge hatten darauf hingewiesen, und zuletzt waren nur noch die wie ersticket klingenden

Laute zu hören, abgegeben von Menschen, die nicht mehr zu retten waren und auch keine Hilfe bekommen hatten. Sie waren tot.

Ich erlebte die Stille doppelt so dicht. Das letzte Rufen war verstummt. Nichts mehr bewegte sich. Die Ruhe drückte auf mein Gemüt. Trotz der Kälte schwitzte ich. Als ich mich umdrehte, dabei auch zu Boden schaute, stellte ich fest, dass der Schatten des langen Beils verschwunden war. Alles war wieder normal.

Bill stand da und zuckte mit den Schultern. Ihm fehlten die richtigen Worte, und er wartete darauf, dass ich etwas sagte. Als das nicht passierte, übernahm er das Reden. „Ich kann dir nicht genau beschreiben, John, wie du ausgesehen hast, aber du bist mir verändert vorgekommen.“

„Das kann ich mir denken.“

„Warum?“

Bevor ich ging, schaute ich zum Grab hin. Da standen nach wie vor die vier teuflischen Figuren und starrten mich an. Ich fühlte mich von ihnen irgendwo ausgelacht, doch ich tat nichts dagegen und dachte auch nicht daran, sie zu attackieren. Neben Bill blieb ich stehen und blies die Luft aus.

„Sag schon, was dich so verändert hat.“

„Du hast wirklich nichts gesehen?“

„Nein, John. Nur dein Verhalten fiel mir auf. Es malte sich in deinem Gesicht ab. Es ist nicht leicht, es zu beschreiben. Du bist mir vorgekommen wie jemand, der unter starkem Stress gestanden hat.“

„Da hast du nicht mal unrecht.“

„Toll. Und was ist da geschehen?“

„Das Kreuz und der Schatten haben mir den Weg in die Vergangenheit geöffnet. Ich habe etwas gehört, und es war verdammt nicht angenehm. Ich nahm die Schreie wahr, das Flehen der Menschen um Gnade. Stimmen, in denen die reine Verzweiflung und auch die Todesangst mitschwangen, und ich habe dafür auch eine Erklärung. Ich konnte die Morde miterleben, Bill.“

Der Reporter schloss für einen Moment die Augen. „Hast du es auch in visuellen Bildern erlebt?“

„Nein, das nicht“, erwiderte ich leise. „Die Laute haben mir genügt, das kannst du mir glauben. Der Killer hat eine wahnsinnige Angst verbreitet. Es war auch nichts davon zu hören gewesen, dass sich die anderen gewehrt haben. Er muss sie überrascht haben. Alle drei. Da hat er mit seinem Beil schrecklich gewütet.“ Ich zuckte die Achseln. „So ist es gewesen. Das Kreuz und der Schatten haben die Vergangenheit transportiert, und wir stehen wieder da, wo wir schon einmal gewesen sind.“

„Allerdings ohne Schatten, John.“

„Das auch.“

„Hast du ihn vertrieben? Es kann dein Kreuz gewesen sein.“ Er schüttelte den Kopf und schaute dabei skeptisch in die Runde. „Das ist mir alles zu vage. Ich weiß nicht, woher die Dinge gekommen sind. Wie war es überhaupt möglich, dass dieser verdammte Schatten auftreten konnte? Da komme ich nicht mit. Oder hast du eine Erklärung?“

„Nein, die habe ich nicht. Aber die Macht des Kreuzes hat etwas hergeholt, das schon lange verschwunden war. Es kann die Toten leider auch nicht mehr lebendig machen, doch es wird uns hoffentlich helfen, den Mörder zu fangen.“

„Der ja auch tot ist!“ sagte Bill.

Ich breitete die Arme aus und drehte mich zugleich nach rechts, weil ich mich wieder mit dem Grab beschäftigen wollte. Und da besonders mit der Figur des Mörders.

„Er hieß Gerald Hopper. Er hatte alles geplant. Die Taten sind nicht aus dem Affekt heraus geschehen. Er hatte sogar zuvor festgelegt, wie sein Grabmal auszusehen hatte. Er wollte darauf zusammen mit seinen drei Opfern zu sehen sein. Der Nachwelt überlassen. Ein Zeichen setzen. Warum, Bill?“

„Das weiß ich auch nicht, aber ich denke, dass wir uns mit den vier Figuren beschäftigen sollten. Muss ich dich daran erinnern, dass wir ähnliche steinerne Zeichen schon mal lebendig gesehen haben?“

„Nein, brauchst du nicht. Das könnte hier auch möglich sein.“ Ich war ja noch nicht zum Anfassen nahe herangekommen.

Diesmal ließ ich mich nicht ablenken. Bill stand in meiner Nähe. Er lauerte und schaute zu, wie ich meine rechte Hand über den Kopf der Figur gleiten ließ, die mir am nächsten stand und diese leicht gebückte Haltung hatte.

Das Gestein war kalt. Keine Wärme. Da war nichts Außergewöhnliches zu spüren. Selbst dann nicht, als ich das steinerne Beil umfasste.

„Warum nimmst du nicht das Kreuz, John?“

„Keine Sorge, das werde ich gleich.“ Ich musste die Gestalten noch aus der Nähe kontrollieren, und eine Veränderung war beim besten Willen nicht zu erkennen.

Dann nahm ich das Kreuz. Dabei war ich ebenso gespannt wie mein Freund Bill. Ich rechnete mit einer Reaktion und war enttäuscht, als nichts passierte.

Die Figuren blieben wie sie waren. Zum einen von der Temperatur her, zum anderen von ihrem Verhalten. Nichts bewegte sich unter der harten Oberfläche. Es entstanden keine Risse, es knirschte auch nichts. Das Gefüge blieb hart.

Bei jeder Figur. Keine reagierte auf die Kräfte meines Kreuzes, die sicherlich auch nicht aktiviert worden waren, denn vom Metall her strahlte keine Erwärmung ab.

Bließ das Beil.

Es wurde von der Figur gehalten, die den Mörder darstellen sollte. Er stand leicht nach hinten gedrückt, hielt die Waffe mit beiden Händen fest und hatte zum Schlag ausgeholt, als wollte er den anderen dreien mit einem Schlag den Kopf abhauen.

Zuerst nahm ich die Hand.

Die angeraute Oberfläche wies keine Veränderung zu dem übrigen Körper auf. Es saß nicht locker, es gab keine Risse, und es war auch an keiner Stelle etwas abgebrockelt.

Ein kalter Windstoß fuhr über den Friedhof hinweg und schlug auch gegen mein Gesicht. Er war für mich das Zeichen, die Dinge zu verändern, denn diesmal wollte ich das Beil mit dem Kreuz berühren.

Da der Mörder etwas im Hintergrund stand, musste ich meine Hand an den anderen Gestalten vorbeiführen. Ich stützte den Arm an einem Kopf ab, und dann strich ich mit dem Kreuz über die Waffe hinweg.

Es war genau richtig!

Schon bei der ersten Berührungen entstand die Veränderung. Es war keine Hitze, die mich erwischte, aber ich vernahm ein bestimmtes Geräusch. Als wäre Sand dabei, vor mir weg zu rieseln und auf den Boden zu fallen.

So war es dann auch.

Plötzlich brach der Arm. Zugleich kippte das Beil nach unten. Die Klinge landete mit einem dumpfen Laut auf dem Boden und verwandelte sich in grauen Sand, der zu verschiedenen Seiten hin wegflößt und dabei bis an den Randstein rollte.

Meine Überraschung war so groß gewesen, dass ich erst jetzt die Wärme wahrnahm, die vom Kreuz ausging. Zum erstenmal hatte es so reagiert, wie ich es erwartet hatte.

Es war nur das Beil getroffen worden, nicht die Figur. Sie stand noch da. Nur ohne Waffe. Sie wirkte jetzt lächerlich.

Bill war an die Seite des Grabs getreten. Er rührte mit der Fußspitze im Steinstaub. „Ist es das gewesen?“

Auch ich verließ das Grab. „Glaubst du es denn?“, frage ich leise zurück.

„Nein, eigentlich nicht, wenn ich ehrlich sein soll. Aber die Waffe ist vernichtet. Nur will mir nicht in den Sinn, dass wir damit den Fall gelöst haben.“

„Das glaube ich auch nicht.“

Er schüttelte den Kopf. „Es ist also nur das verdammte Beil in diesen schwarzmagischen Kreislauf hineingeraten. Nicht die Figuren, selbst der

Killer nicht. Da fällt es mir verdammt schwer, eine Erklärung zu finden.“

Ich ließ meine Blicke über die Figuren gleiten. „Wir müssen mehr über sie wissen, Bill.“

„Meinst du wirklich die Mehrzahl?“

„Ja.“

„Warum denn?“

„Weil die Seelen der drei Getöteten ebenfalls nicht ihre Ruhe gefunden haben. Ich habe die Schreie gehört. Das Flehen, Bitten und Wehklagen, und ich gehe deshalb davon aus, dass es mit ihrer Totenruhe nicht weit her ist. Ebenso wie bei Gerald Hopper. Was mag das nur für ein Mensch gewesen sein?“

„Kann ich dir sagen, John. Er war oder ist einer, der noch aus dem Jenseits mordet.“

„Das scheint mir auch so zu sein. Der Killer aus dem Jenseits. Leider ist das kein Filmtitel.“ Ich spürte in mir, dass es keinen Sinn mehr hatte, noch länger hier zu warten. Es hatte einen Mord gegeben. Der Künstler war umgebracht worden. Ich hätte mich auch gern mit den Kollegen in Verbindung gesetzt, die den Fall untersuchten. Das würde ich sicherlich tun, doch wichtiger war jetzt jemand anders. Eine gewisse Marion Hopper, die nicht nur ihren Vater durch den Mord verloren hatte, sondern auch mit dem jüngsten Ermordeten liiert oder befreundet gewesen war. Möglicherweise wusste sie mehr.

Bill Conolly sprach meine Gedanken aus. „Es ist nicht vorbei, John, das weiß und spüre ich.“ Er blickte in die Runde. „Das materielle Beil hast du zerstören können. Seinen Schatten nicht. Dass er morden kann, hat er uns bewiesen, und ich habe ebenfalls das Gefühl, auf der Liste zu stehen. Ich war hier. Ich habe das Grab fotografiert und auf den Bildern den Schatten gesehen.“ Er grinste mich verzerrt an und strich dabei über seinen Nacken. „Wohl ist mir nicht.“

„Wem sagst du das. Jetzt lass uns fahren. Ich bin gespannt darauf, was uns Marion Hopper sagen kann.“

Schweigend gingen wir zurück zum Porsche...

Schweißgebadet und mit zittrigen Knien verließ Marion Hopper ihr Bad. Sie hatte sich wieder einmal übergeben müssen, denn die Tatsache, dass es Dario La Monte nicht mehr als lebenden Menschen gab, war ihr auf den Magen geschlagen.

Zuerst war sie nur geschockt gewesen. Danach hatte sie geweint, und erst dann hatte ihr Körper reagiert. Schüttelfrost, verbunden mit Fieberstößen und Kälteschocks. Sie wusste manchmal nicht, wie sie sich verhalten sollte. Sie hätte am liebsten das Haus verlassen und wäre irgendwo hingerannt, aber das war es auch nicht. Nicht in ihrem

Zustand der Schwäche. Mit ihrer Mutter hatte sie nicht sprechen wollen. Nach dem Tod ihres Freundes hatte Marion sie nur kurz gesehen, und sie hatte auch den Blick nicht vergessen können, mit dem ihre Mutter sie angeschaut hatte.

Auch hinter dieser Frau lag viel Leid, was sie nicht davon abhielt, Dario La Monte nicht zu mögen. Sie hatte ihn vielleicht nicht gehasst, aber missachtet, denn sie war der Meinung gewesen, dass ein derartiger Mann nicht zu ihrer Tochter und auch nicht in die Firma hineinpasste. Recht gleichmäßig hatte sie seinen Tod zur Kenntnis genommen und sogar innerlich aufgeatmet oder gelächelt. Das traute Marion ihrer Mutter schon zu.

Nach dem Würgen hatte sich ihr Magen wieder etwas erholt. Auch das Zittern war nicht mehr so stark.

Mit müden Schritten ging sie auf das dreieckige Fenster zu. In der rechten Hand hielt sie das feuchte Taschentuch, mit dem sie schon öfter die Tränen abgewischt hatte.

Sie lehnte sich gegen das Glas. Marion wollte an nichts mehr denken. Das schaffte sie nicht. Die Polizei hatte sie geholt, und sie hatte ihren Freund auch identifiziert.

Er hatte unbeschreiblich ausgesehen. So schrecklich. Von schlimmen Wunden gezeichnet. Einfach nur grauenhaft. Und sie hatte noch nach der Waffe gefragt. Es war aus einem Gefühl heraus passiert. Eine konkrete Antwort hatte man ihr nicht geben können, doch der ermittelnde Beamte war seine Vermutung losgeworden. Er hatte dabei von einem Beil gesprochen. Genau das war für Marion der Schock gewesen.

Ein Beil!

Die Waffe, mit der auch ihr Vater und zwei ihrer Verwandten umgekommen waren. Ebenfalls von einem Verwandten, der sich zu einem Amokläufer entwickelt hatte.

Er war tot, seine Waffe war es leider nicht. Sie hatte wieder getötet, und es würde sie auch weiterhin geben, denn Marion selbst hatte ihren Schatten gesehen.

Sie hatte auch ein Verhör über sich ergehen lassen. Viele Fragen waren ihr gestellt worden, aber sie hatte den Beamten nichts von ihren Eindrücken erzählt. Man hätte sie ausgelacht nach einer derartigen Aussage. Viel zu überspannt. So etwas war nicht möglich. Das gab es nicht.

Marion hätte die Beamten sogar verstehen können. Vor einigen Wochen hätte sie es ja selbst nicht geglaubt. Nun sah sie die Tatsachen mit anderen Augen.

Aber wie ging es weiter?

Diese Frage quälte sie. Ob normal oder übersinnlich. Es gab Fakten, die nicht von der Hand zu weisen waren. Der Mörder lief noch frei herum. Und er war kein Mensch aus Fleisch und Blut, sondern ein Geist.

Natürlich hatte der Chef der Mordkommission sich an den Namen Hopper erinnert. Jetzt war abermals etwas passiert, das sich um die Familie drehte, die dem Fluch nicht entweichen konnte. Es würde lange Verhöre geben, und davon blieb keiner verschont, wie man ihr bereits mitgeteilt hatte.

Obwohl sie aus dem Fenster blickte, war sie nicht in der Lage, alles klar zu sehen. Immer wieder kam ihr das Bild des ermordeten Künstlers in den Sinn. Es war einfach nicht zu vertreiben.

Sie wusste auch nicht, ob sie noch einmal die Kraft finden würde, um in das normale Leben zurückzukehren und sich so intensiv um die Firma zu kümmern, wie es sein musste.

Es klingelte an der Wohnungstür. Das Geräusch erschreckte sie. Es machte sie zugleich wütend. Sie wollte einfach mit keinem Menschen reden. Man sollte sie in Ruhe lassen, aber sie war auch eine wichtige Zeugin, und die untersuchenden Beamten hatten nicht gesagt, wann genau sie mit ihr reden wollten.

Marion warf einen Blick durch den Spion.

Vor der Tür stand ihre Mutter. Die Optik verzerrte das Bild, so dass Anne Hopper beinahe wie eine Hexe wirkte. Ein schiefes Gesicht, ein schiefer Mund, der Marion vorkam, als wäre er zu einem Grinsen verzogen.

„Mach schon auf, Marion. Ich weiß doch, dass du in deiner Wohnung bist.“

„Ja, leider“, flüsterte die Frau und öffnete.

Anne Hopper trat noch nicht ein. Sie blieb stehen, schaute ihre Tochter an und sagte: „Du siehst schlimm aus, Marion.“

„Mutter, bitte.“ Sie schüttelte den Kopf. „Ist das vielleicht ein Wunder nach allem, was da geschehen ist?“

„Lass mich rein.“

„Bitte, aber nicht zu lange. Ich möchte gern allein sein, verstehst du?“

„Ja, ja“, murmelte die achtundfünfzigjährige Frau und ging mit strammen Schritten an ihrer Tochter vorbei auf das große Wohnzimmer zu.

Anne Hopper stand noch mitten im Leben. Auch sie kümmerte sich noch um die Firma, wenn auch nicht mehr so intensiv. Aber sie wusste über alles Bescheid und besaß auch entsprechende Anteile. Ohne ihr Einverständnis konnte keine große Investition getätigter werden, was einer Frau wie Marion auch nicht passte, aber sie musste sich an die Regeln halten.

Anne Hopper trug ein dunkelblaues Kleid, dessen Saum an den Waden endete. Eine Kette aus hellblauen Perlen hing um ihren Hals. Die Haare waren zu einer Kurzhaarfrisur geschnitten und leicht getönt. Ein sanftes Braunrot überdeckte die graue Farbe.

In einen Sessel ließ sie sich nieder und schlug die Beine übereinander. Die braunen Augen verfolgten die müden Bewegungen der jüngeren Frau, die wieder dicht vor einem Schweißausbruch stand und sich stöhnen in einen anderen Sessel fallen ließ, so dass sie ihrer Mutter gegenüber saß.

„Ich weiß, dass es schlimm für dich ist, Marion, aber das Problem ist längst nicht so groß wie damals.“

„Ha, wie kannst du das sagen! Ich habe Dario geliebt.“

„Glaubst du denn, ich hätte deinen Vater nicht geliebt?“

Sie zuckte mit den Schultern.

„Davon kannst du ausgehen, auch wenn es hin und wieder Streit gab.“

„Streit, Mutter? Soll ich mal lachen? Ihr habt euch gefetzt. Du wärst doch beinahe durchgedreht, als du gehört hast, dass Vater eine Geliebte hatte.“

„Das ist ja nun vorbei. Wir sollten an die Firma denken. Dieser Künstler wäre für dich nichts gewesen, Marion. Er hätte dich auch in deinem Beruf nicht unterstützen können.“

„Das wäre auch nicht wichtig gewesen. Ich wäre schon allein zurechtgekommen.“

„Nun ja, lassen wir das. Jedenfalls ist er tot, und du wirst umdenken müssen. Andere Mütter haben auch schöne Söhne, so sagt man doch immer.“

Marion schloss für einen Moment die Augen. „Ich könnte dich dafür hassen, Mutter. Wie kannst du so etwas nur sagen! Wie muss es in dir aussehen und...“

„Reg dich ab. In unserer Situation sollte man die Dinge schon realistisch betrachten. Dein Freund ist tot, daran ändert sich nichts mehr. Damit musst du dich abfinden. Aber du musst auch an deine und an unsere Zukunft denken.“

„Keine Sorge, das tue ich.“

„Das bedeutet auch, dass wir wieder die Polizei im Haus haben. Schlecht für das Image. Außerdem ist La Monte so umgebracht worden, wie auch dein Vater starb. Durch Axthiebe, und da fällt doch die Parallelität der Ereignisse auf.“

„Du sagst es.“

„Wer könnte ihn denn getötet haben? Wer käme als Nachahmer eines Gerald Hopper in Frage?“

„Ich weiß es nicht, Mutter.“

„Bestimmt keiner aus der Familie, Marion!“

„Ja. Wer sollte so etwas auch tun? Wer hat ihn denn so stark gehasst?“ Die Witwen deiner Schwäger? Nein, sie sind außen vor. Sie haben auch mit dem Geschäft nichts zu tun. Als Hopper sind eigentlich nur wir beide übrig.“

„Ja, das sehe ich genauso. Aber da ich ihn nicht umgebracht habe und du ja auch nicht, wer käme dann als Mörder und auch als Nachahmer in Betracht? Hast du darüber schon einmal nachgedacht, Marion?“

„Sicher, habe ich.“

„Und weiter?“

„Ich weiß keine Lösung.“

Anne Hopper schwieg. Aber sie schaute ihre Tochter an. Marion kannte den Blick noch aus ihrer Kindheit. Er war so scharf. Ihm blieb nichts verborgen, und schon damals hatte sie immer den Kopf zur Seite gedreht. Ihre Verfassung war nicht die beste, und auch jetzt sah sie weg, weil sie dem Blick ihrer Mutter nicht standhalten konnte.

„Du lügst, Marion.“

Die jüngere Frau schwieg. „Ja, du lügst, Marion. Das sehe ich dir an. Ich kenne dich. Ich weiß genau, dass du mir nicht die Wahrheit sagst. Du bist eine verdammte Lügnerin, und ich hätte gern den Grund gewusst. Wenn ich dich so anschau, habe ich das Gefühl, dass du mehr weißt. Es ist doch egal, wie wir zueinander stehen. Wir haben nicht das ideale Verhältnis. Auch wenn du mich schon als Kind manchmal zum Teufel gewünscht hast, in dieser Situation solltest du das vergessen. Da müssen wir einfach zusammenhalten, weil es hier um die Sache geht.“

„Sonst noch was?“

„Reicht das nicht? Hier läuft ein irrer Killer durch die Gegend. Er hat es auch jetzt auf uns abgesehen. Wir müssen uns wehren. Du bist mit Dario liiert gewesen, du allein. Du kennst dich mit ihm aus. Ihr beide seit zu...“

„Hör doch auf!“ rief Marion gequält und schüttelte heftig den Kopf.
„Das kann ich nicht hören!“

„Du musst es dir aber anhören, Kind. Verdammt noch mal, es geht um unsere Zukunft. Ich will noch nicht sterben. Ich will nicht die nächste sein, und du sicherlich auch nicht.“

„Ja, Mutter.“

„Danke, wunderbar, dann sag endlich die Wahrheit, verflucht.“ Sie stemmte sich mit einem Ruck aus dem Sessel hoch. „So, und jetzt hole ich mir einen Drink. In der Zwischenzeit kannst du dir ja überlegen, was du mir antworten willst.“

Marion schaute ihr nach. Sie wusste nicht, ob sie ihre Mutter in diesem Moment bewundern oder hassen sollte. Sie war so realistisch, und sie war auch kalt. Die Tat war an ihr abgeglitten. Zugleich aber merkte sie

schon, dass die Tochter ihr etwas verschwieg. Darüber ärgerte sich Marion am meisten.

Anne Hopper hatte sich einen weichen irischen Whisky eingeschenkt. Mit dem Glas in der Hand kehrte sie an ihren Platz zurück und ließ sich nieder.

Marion hatte nichts gegen Whisky. Nur an diesem Tag war das anders. Da drehte sich ihr fast der Magen um, als sie ihn nur roch.

Anne Hopper trank einen kräftigen Schluck und nickte Marion über das Glas hinweg zu. „Du hattest Zeit genug, Kind. Jetzt raus mit der Sprache.“

„Was glaubst du denn, Mutter? Rechnest du tatsächlich damit, dass ich den Täter kenne?“

Anne lächelte. „Ich schließe es zumindest nicht aus. Du weißt Dinge, die du mir nicht sagen willst. Das finde ich in einer Lage wie dieser überhaupt nicht gut. Spring einmal über deinen Schatten und rede. Wir müssen einen Konsens finden, Marion.“

Sie schloss die Augen, ließ ihre Arme rechts und links am Sessel hinabhängen. „Ich weiß es wirklich nicht, Mutter. Du kannst mich foltern oder quälen. Ich bin überfragt.“

„Aber du hast einen Verdacht?“

Marion strich über die linke Gesichtshälfte. Sie ertrug den Blick ihrer Mutter nicht mehr und schaute aus dem Fenster in den doch klar gewordenen Wintertag hinein. „Ja, ich habe einen Verdacht, Mutter. Aber wenn ich dir das sage, dann hältst du mich für verrückt.“

„Du könntest es auf einen Versuch ankommen lassen.“

Marion sah ihrer Mutter die Spannung an. „Gut, du willst es nicht anders, dann werde ich dir sagen, was ich vermute. Dass es den Mörder gibt, daran zweifelt niemand. Aber es ist immer noch ein Unterschied, wie es ihn gibt. Wie er daherkommt, Mutter. Begreifst du nun?“

„Nein.“

„Ich habe den Verdacht, dass Dario La Monte von der gleichen Person getötet wurde wie dein Mann und seine beiden Brüder.“

Anne sagte nichts. Sie schaute ihre Tochter nur an. Dann trank sie noch einen Schluck Whisky und schien erst danach ihre Stimme wiedergefunden zu haben.

„Du meinst damit Gerald Hopper?“

„Genau den.“

Anne musste sich räuspern. Danach lachte sie kurz auf. „Damit wir uns richtig verstehen, Marion. Du bist davon überzeugt, dass der Mörder jemand ist, der auch unsere Familie reduziert hat, sage ich mal so, und der selbst tot ist.“

„Ja, das nehme ich an.“

„Hm.“ Anne Hopper stellte ihr Glas auf den Tisch. „Das ist natürlich mehr als ungewöhnlich. Wenn mir das eine andere Person gesagt hätte, Himmel, ich hätte sie ausgelacht. Bei dir ist das was anderes. Du bist meine Tochter, und die glaubt daran, dass ein Toter unterwegs ist, um Menschen zu töten.“

„So sehe ich es.“

„Aber das kann nicht sein, Marion.“

„Nein, im Normalfall nicht.“

„Dennoch bleibst du bei deiner Meinung?“

„Ja.“

„Kannst du mir auch etwas über die Gründe erzählen? Die gibt es doch bestimmt.“

Marion wunderte sich über das Verhalten ihrer Mutter. Dies allerdings im positiven Sinne. Sie hatte eigentlich damit gerechnet, ausgelacht zu werden und freute sich nun über die Sensibilität, die ihr entgegengebracht wurde. „Ja, es muss Gründe geben, aber ich kenne sie nicht. Ich bin völlig verunsichert, und ich habe Angst. Der... der... Killer ist zurückgekehrt. Aus dem Reich der Toten. Was sich eigentlich lächerlich anhört, kann für uns zu einer brutalen Wahrheit geworden sein. Aus dem Reich der Toten, Mutter! Der Geist eines Gerald Hopper oder wie auch immer. Verstehst du?“

„Nein.“

„Ha, wieso auch? Ich kann dir nicht einmal einen Vorwurf machen, wirklich nicht. Hätte mir das jemand vor ein paar Wochen erzählt, ich hätte ihn für verrückt erklärt.“

„Danke. Ich bin da etwas vorsichtig. Du bist meine Tochter. Ich kenne dich dreißig Jahre. Du bist eine Frau, die mit beiden Beinen fest im Leben steht. Du leitest eine Firma, und das sehr gut. Mit großem Erfolg. Deshalb kann ich deine Erklärung nicht akzeptieren. Sie ist mir zu dünn. Das ist wie in einem Film, aber es hat mit der Wirklichkeit nichts mehr zu tun.“

„Es ist aber wahr.“

Anne Hopper dachte nach. „Gut, ich gebe zu, dass mich dieses Grabmal auch gestört hat. Ich bin selten bei der Gruft gewesen. Diese Figuren zu betrachten, das war ja nicht zum Aushalten. Das war schon irre. Ich hätte deinen Freund daran gehindert, so etwas zu schaffen, aber man hat mich damals überfahren. Und jetzt kommst du mit der Vermutung, daß Gerald aus dem Jenseits zurückgekehrt ist, um weiterhin zu töten. Das kriege ich nicht in den Kopf, ehrlich nicht.“

„Es kann nur so gewesen sein.“

„Gut, ich spreche nicht dagegen. Aber wenn du so etwas behauptest, musst du auch mit Beweisen dienen können. Gibt es die? Hast du sie in der Hand?“

„Für mich schon.“

„Was heißt das?“

Marion winkte müde ab. „Du glaubst mir ja sowieso nicht, Mutter.“

„Laß es auf einen Versuch ankommen.“

Ich fühle mich schon wie eine Angeklagte, dachte Marion, die verhört wird. Das ist einfach der blanke Wahnsinn, aber sie hatte sich inzwischen weit aus dem Fenster gelehnt und konnte nun keinen Rückzieher mehr machen. Auch wenn es ihr schwer fiel, sie musste ihrer Mutter die Wahrheit sagen.

„Also gut.“ Marion holte tief Luft. „Ich habe... ich habe einen Schatten gesehen. Aber es ist nicht nur einfach ein Schatten gewesen. Er besaß auch eine Gestalt. Es war der Schatten einer Mordwaffe, die uns allen bekannt ist.“

„Meinst du das Beil?“

Marion nickte sehr langsam mehrmals hintereinander und ärgerte sich darüber, als sie das Lachen der Mutter hörte.

„Verdammtd, ich habe es gesehen!“, schrie sie. „Zuerst in meinem Bad. Später hier im Zimmer, wo wir jetzt sitzen.“

Anne Hopper ließ eine Weile verstrecken, bevor sie etwas sagte: „Du bildest dir was ein, Marion. Das sind Halluzinationen. Der Tod deines Freundes hat dich aus der Fassung gebracht.“

„Das war, bevor Dario starb. Verstehst du das nicht?“, schrie sie ihre Mutter an. „Auch ich bin verfolgt worden. Der Schatten eines langen Beils befand sich in meiner Nähe und bedrohte mich. Mehr kann ich dazu nicht sagen.“

Nach diesen Worten herrschte Stille zwischen den beiden Frauen. Als wäre er bestellt worden, so wanderte plötzlich ein Schatten durch das große Zimmer. Er allerdings stammte aus einer normalen Quelle. Da waren Wolken über den Himmel gezogen und hatten sich vor die Sonne geschoben.

Schließlich fragte Anne: „Was sollen wir tun? Hast du einen Vorschlag, Marion?“

„Nein.“

„Die Polizei einschalten?“

„Nein, Mutter. Ich brauche dich nur anzuschauen. Du glaubst mir nicht, und die Polizei wird mir auch nicht glauben. Davon bin ich überzeugt. So geht das nicht.“

„Was willst du dann tun?“

Marion räusperte sich. Sie wusste, dass ihr eine schwere Überzeugungsarbeit bevorstand, und während sie sprach, senkte sie auch den Blick. „Wichtig ist, dass du mir glaubst, Mutter. Wenn das passiert, dann können wir gemeinsam überlegen, was zu tun ist. Ansonsten weiß ich nicht mehr weiter.“

Anne nickte ihrer Tochter zu. „Du bist sicher, dass du den Schatten des Beils gesehen hast?“

„Hundertprozentig.“

„Hm.“ Anne sah auf ihre Hände. „Ich bin keine Fachfrau. Soviel ich weiß, ist ein Schatten kein materieller Gegenstand. Man kann ihn nicht anfassen. Er ist das etwas geisterhafte Abbild eines Körpers. Niemand schafft es, ihn zu greifen, und deshalb kann ein Schatten auch nicht morden.“

„Da könnte ich dir zustimmen.“

„Wunderbar, Marion. Damit wäre schon ein Problem gelöst, stelle ich mir mal vor.“

„Nein, Mutter.“

„Warum nicht?“

„Weil ein Schatten nicht immer ein Schatten bleiben muss. Er kann zu etwas anderem werden, wenn es darauf ankommt. Dann könnte er feste Form annehmen.“

„Aha, das meinst du.“

„Ja, ich habe keine andere Erklärung. Wenn der Schatten tötet, muss er sich verwandeln. Er wird sein Aussehen behalten, aber er wird auch eine feste Form bekommen. Nach meiner Ansicht wird er sich bei der Tat wieder in ein normales Beil verwandeln und später diesen Zustand erneut aufgeben.“

Anne blies die Luft aus. „Alle Achtung, Kind, das hat sich überzeugend angehört.“

„Ich bin davon auch überzeugt.“

„Klar, das streitet keiner ab. Nur kannst du nicht von mir verlangen, dass ich es auch bin, obwohl ich zugeben muss, dass der Mord an deinem Freund schon gewisse Rätsel aufweist. Daran gibt es nichts zu rütteln. Damit wird auch die Polizei ihre Schwierigkeiten haben. Mehr Zustimmung kannst du ohne Beweise von mir nicht erwarten.“

Marion räusperte sich. „Du solltest froh darüber sein, dass er dir noch nicht begegnet ist. Möglicherweise hättest du es nicht überlebt. Ich jedenfalls habe Angst, schreckliche Angst. Zweimal habe ich ihn gesehen und bin ihm entwischt. Ein drittes Mal wird das wohl nicht eintreten. Da werde ich...“

Anne unterbrach ihre Tochter. „Wenn du so denkst, solltest du dich in Schutzhaft begeben.“

„Wird die Polizei mir glauben? Glaubst du mir? Für Schutzhaft muss es einen Grund geben.“

„Das sehe ich ein. Was willst du dann tun? Hast du dir darüber Gedanken gemacht?“

Marion lehnte sich zurück und verschränkte die Hände hinter dem Kopf. Sie schaute gegen die helle Decke, die von keinem Schatten mehr

bedeckt wurde. „Ja, Mutter, darüber habe ich mir schon Gedanken gemacht. Ich werde nicht fliehen. Ich werde bleiben und mich dem Schatten stellen. Ich will das Rätsel lösen.“

Anne trank ihr Glas leer. „Du bist erwachsen, Marion. Ich habe Respekt vor deiner Leistung, doch ich kann nicht nachvollziehen, was du jetzt vorhast. Ich werde...“

Sie verschluckte die nächsten Worte. Ihr Blick veränderte sich und sie schaute starr an der rechten Schulter ihrer Tochter vorbei. Sie sagte nichts. Erst als sich Anne erhob, wurde Marion aufmerksam.

„Was hast du denn, Mutter?“

Anne schüttelte den Kopf. „Eigentlich nichts. Es ist auch komisch. Aber hast du nicht von einem Schatten gesprochen?“

„Klar.“

„Ich glaube... ich glaube...“

„Nein, Mutter!“

„Doch!“

Marion hielt es nicht mehr aus. Auch sie schnellte hoch und drehte sich herum.

Ihre Mutter hatte recht. Es war ein Schatten da. Kein normaler, sondern einer, der eine bestimmte Form aufwies.

Marion hatte Besuch vom Beil des Mörders bekommen!

Beide Frauen waren nicht in der Lage, auch nur ein Wort zu sagen. All das Negieren der Erklärungen ihrer Tochter war für Anne Hopper wie weggeschaut worden. Jetzt sah sie den Schatten, und er sah genauso aus, wie Marion ihn beschrieben hatte. Sehr lang, sehr schräg, von der Decke bis zum Boden reichend, und genau auf dem Boden malte sich die Klinge des Beils ab.

Im Gegensatz zu ihrer Mutter bewegte sich Marion nicht. Anne drehte den Kopf und suchte nach dem Grund für das Erscheinen des Schattens. Sie sah keinen Gegenstand, der den Schatten hätte werfen können. Der hier war aus dem Nichts erschienen und stand in der Luft wie gezeichnet.

„Träume ich?“, flüsterte Anne.

„Nein, du träumst nicht.“

„Das also ist die Mordwaffe.“

„Ja, Mutter.“

„Aber sie ist nicht existent.“

„Ja und nein.“

Anne Hopper wartete noch einen Moment, dann verließ sie ihren Platz umrundete den Tisch und ging mit wohlgesetzten Schritten auf den im Zimmer schwebenden Schatten zu.

„Was hast du vor, Mutter?“, fragte Marion „Bitte...“

„Ich werde ihn mir näher ansehen, Kind. Ich will herausfinden, ob man einen Schatten auch anfassen kann. Tut mir leid, aber das muss ich einfach tun.“

„Sei vorsichtig. Er kann auch...“

„Ja, ja, ich weiß. Er ist das Killerbeil. Aber davon sollten wir uns nicht fertig machen lassen. Und jetzt lass mich bitte in Ruhe, Marion.“

Sie wusste nicht, ob sie dem Wunsch ihrer Mutter Folge leisten sollte. Ihr war heiß und kalt zugleich, doch auch Anne Hopper sah jetzt anders aus. Sie glich mehr einer Marionette, die sich auf den Weg gemacht hatte. Etwas schien sie zu stören. Je näher sie an das Ziel herankam, um so mehr veränderte sie sich. Anne Hopper blieb stehen und streckte ihre Hände aus.

„Mutter...?“

„Lass mich!“

Marion steckte in einer Zwickmühle. Sie ahnte, dass sich ihre Mutter übernahm, aber sie kannte auch deren starken Willen. Wenn Anne sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, führte sie es auch durch. Bis zum bitteren Ende.

Dicht vor dem Schatten blieb sie stehen. Auch jetzt blieben die Hände ausgestreckt. Ihre Finger zitterten leicht.

Der Schatten bewegte sich nicht. Ganz im Gegensatz zu Anne Hopper, die mit den Schultern rollte und dabei ihrer Tochter bekannt gab, was sie fühlte.

„Ich höre etwas, Marion. Stimmen... ja, es sind Stimmen. Ferne Stimmen. Sie schreien. Sie klagen, sie weinen. Es ist eigentlich grausam, denn sie hören sich an, als würden die Menschen gefoltert, deren Stimmen ich vernehme...“

„Geh zurück - bitte!“

„Nein, jetzt nicht mehr.“ Ihr Blick war gläsern geworden und nach innen gerichtet. „Ich glaube sogar, dass es Stimmen sind, die ich kenne, Marion. Eine gehört deinem Vater. Die anderen seinen Brüdern. Dein Vater jammert. Er hat Angst. Er schreit und fleht. Er kommt nicht mehr weg - und jetzt...“

Anne Hopper Worte verstummtten. Durch ihren Körper schoss ein Zittern. Sie hatte Mühe, die Balance zu behalten und wirkte wie eine Frau, vor deren Augen sich alles drehte.

Marion hätte eigentlich hingemusst, um Anne zu helfen. Aber sie kam sich vor wie eine fremde Person, die zur Seite geschoben worden war.

„Lass das Beil, Mutter!“

Anne schüttelte den Kopf. „Nein, ich lasse es nicht. Da sind welche, die was zu mir sagen, Kind. Sie... sie... wollen ja, dass ich es nehme. Die Toten erlauben es mir.“

„Das ist Wahnsinn! Du begibst dich in Gefahr!“

„Unsinn, Kind.“ Mehr fügte Anne Hopper nicht hinzu, denn sie fasste mit beiden Händen in den Schatten hinein. Das sah sogar völlig normal aus, denn Anne umgriff den langen Stiel als wäre er existent und nicht nur ein Schatten.

Sie hielt ihn fest!

Marion konnte es nicht fassen. Sie hatte ihre Hände zu Fäusten geballt und spürte auf der Haut den Schweiß.

Ihre Mutter hatte sich mit dem Schatten angefreundet. Sie hielt ihn fest, als wäre es ein normaler fester Gegenstand.

„Die Stimmen sind noch immer da, Tochter! Ja, ich kann sie sogar unterscheiden...“

„Lass ihn los, Mutter - bitte!“

„Ich kann es nicht mehr!“

Die letzten Worte hatten Marion tief erschreckt. Sie brauchte nur einen Blick auf ihre Mutter zu werfen, um zu erkennen, dass sie nicht gelogen hatte. Es war schlimm. Sie kannte Anne nicht mehr wieder, die einen regelrechten Kampf mit dem verdammten Beil ausfocht. Die Arme hielt sie nach vorn gestreckt und halb erhoben. Obwohl die Hände sich noch um einen Schatten klammerten, sah es so aus, als wäre dieser bereits ein normal schwerer Gegenstand.

Anne drehte sich.

Es war nicht einfach. Sie schien unter einer großen Last zu stehen. Sie ächzte, und Marion konnte genau sehen, dass der Schatten des Beils wanderte. Er bewegte sich genau auf sie zu.

Für einen kurzen Augenblick verlor sie ihren gedanklichen Faden. Der Blick wurde starr. Was ihre Mutter tat, das konnte sie nicht begreifen. Hielt sie tatsächlich einen schweren Gegenstand in der Hand oder war es nur...

Dann schrie sie.

Und ihr Gesicht bewegte sich!

Marion sah jedes Detail. Der Mund wurde weit aufgerissen, die Augen verengten sich dabei. Die Wangen wirkten wie mit Gummi überzogen. Auch die Stirn legte sich in Falten. Obwohl alles normal schnell ging, kam es Marion vor, als wäre ihre Mutter dabei, alles so langsam wie möglich durchzuführen. Für Marion hatte sich der normale Zeitablauf verändert, und auch als ihre Mutter das Schattenbeil anhob und über ihren Kopf schwang, sah alles so unnormal langsam aus.

War die Waffe tatsächlich so schwer, daß Anne sie kaum halten konnte?

Anne Hopper atmete nicht mehr normal. Sie stieß ein Geräusch aus, das an ein Röcheln oder Schreien erinnerte.

Dann schlug sie zu!

Die Klinge des Beils fegte herab. Und sie hätte unter Umständen Marion getroffen, die aber zuckte zurück. Es war eine Reaktion aus dem Überlebenswillen geboren, denn sie hatte gesehen, dass sich das Schattenbeil auf dem Weg nach unten veränderte.

Es nahm Gestalt an. Es wurde wieder zu der Mordwaffe, die es schon einmal gewesen war.

Dann erfolgte der Aufprall.

Mit voller Kraft geschlagen, hackte die Klinge in die Mitte des schmalen Holztisches, der zwischen den beiden Sesseln stand.

Das Holz war hart, aber in der Mitte wurde es auseinandergerissen. Splitter flogen zu beiden Seiten weg, und der Tisch wurde in zwei Hälften geteilt. Zwar waren noch die Füße vorhanden, aber sie konnten die beiden Hälften nicht mehr halten.

Auch sie fielen um, und die Beiklinge bohrte sich in den dünnen Teppichboden.

Was Marion da sah, konnte sie weder fassen noch glauben. Innerhalb der letzten Sekunden war das Beil des Mörders zu einer Waffe geworden, die ihrer Mutter gehörte. Ausgerechnet der Frau, die ihren Mann auf so schreckliche Art und Weise verloren hatte.

Das wusste auch Marion, aber sie war noch zu schwach, um daraus Kapital zu ziehen. Die Vorgänge hatten sie wie Tiefschläge getroffen. Sie wunderte sich darüber, daß sie noch normal denken konnte und ihr Kopf nicht in zwei Hälften geteilt worden war.

Mit einer heftigen Bewegung zog Anne Hopper die Waffe wieder aus dem Teppich hervor. Dabei knurrte sie mit einer Stimme, die ihr einfach nicht gehören konnte. Sie war so fremd, und sie bewegte sich tief in ihrer Kehle.

Halbhoch und schräg hielt sie die Axt. Das Gesicht hatte einen tierischen Zug erhalten. Das andere, die fremde Macht oder wer auch immer in ihr steckte, hatte die Kontrolle über sie erhalten.

Es war ihr klar, dass es weitergehen würde. An Aufgabe dachte ihre Mutter nicht. Für Marion war sie fremdbestimmt, weil der Geist ihres verstorbenen Schwagers in ihr steckte und sie von nun an leitete. Er hatte seine Mordwaffe nie aus den Klauen gelassen und immer wieder versucht, sie einzusetzen.

Bei Dario La Monte war es von Erfolg gekrönt worden. Bei Marion Hopper noch nicht. Da war es nur eine Frage der Zeit, wann sie erwischt wurde. Marion war realistisch genug, um sich nichts vorzumachen. Es würde so und nicht anders laufen. Der Killer in ihrer Mutter oder dessen Geist brauchte Blut.

Anne ging zur Seite. Sie trat dabei näher der Tür entgegen, und die Waffe in ihren Händen zeigte jetzt nach vorn. Marion schaute dabei genau auf die Klinge, und es fiel ihr auf, wie wenig blank sie war. Der

Schmutz war bestimmt kein normaler, sondern das Blut des letzten Opfers, Dario La Monte.

Sie musste sich von diesem Gedanken befreien und durfte die Person, die sie nicht mehr als ihre Mutter ansah, nicht aus den Augen lassen. Anne ging weiter und hatte für Marion alles Normale verloren.

Zwar war sie ein Mensch, doch dieser Mensch handelte nach fremden Gesetzen.

Sie hatte sich geduckt. Das Kinn leicht vorgereckt. Der Mund stand offen. Über die Lippen floss kein Atem mehr, sondern Laute, die an ein Röcheln erinnerten.

Der Teppich dämpfte ihre Schritte. Sie schlich durch das Zimmer, behielt die Waffe fest umklammert und ihre Tochter im Blick.

Marion musste weg. Aber sie wollte es noch einmal versuchen. Es war noch immer die Mutter, die vor ihr stand, und nicht dieser verfluchte Killer, der seine Brüder umgebracht hatte.

Der Weg zur Tür war ihr versperrt. Und deshalb musste Marion zurück, um noch eine Chance zu haben. Ihre Mutter würde schlagen, und sie musste versuchen, diesen Schlägen zu entgehen. Sie wollte nicht so aussehen wie Dario. Das Bild hatte sie noch zu gut vor Augen.

Marion trippelte zurück. Dabei streckte sie den rechten Arm vor. Ihre Hand war gespreizt, als könnte sie damit den ersten mörderischen Schlag abwehren.

Sie versuchte es noch mit Reden. Etwas anderes kam ihr nicht in den Sinn. Sie hatte einen Menschen vor sich, der noch immer so aussah wie ihre Mutter. Daran gab es nichts zu zweifeln. Anne war nur für einen Moment in die Fänge von etwas Unerklärlichem geraten.

„Bitte, Mutter, bitte! Du musst dich zusammenreißen. Du musst jetzt an dich denken. Nicht an ihn - bitte. Denk an dich. Denk daran, wer du einmal gewesen bist. Eine normale Frau, die Kinder großgezogen hat. Du bist keine Mörderin, du bist kein Tier, das andere einfach so abschlachtet...“

Anne sagte nichts. Sie brauchte auch nichts zu sagen, denn in den Augen las Marion einfach alles. Sie schienen keinem Menschen mehr zu gehören. Sie waren verdreht, stumpf und trotzdem irgendwo mit einem Glanz versehen, den sich Marion nicht erklären konnte. Da war die fremde Kraft aus dem Jenseits stärker.

Anne ging weiter. Schritt für Schritt. Aber sie legte immer nur geringe Distanzen zurück. Jede Form der Annäherung schien sie zu genießen. Obwohl Marion sich nicht umgedreht hatte, wusste sie, dass ihr nicht mehr viel Platz blieb. Sie hatte die Maße ihrer Wohnung im Kopf. Noch drei, vier Schritte zurück, und sie würde mit dem Rücken gegen die dreieckige Scheibe stoßen.

Anne hielt das große Beil schräg. Bei jeder Bewegung wippte es in ihren Händen. Die Lippen zeigten ein bösartiges Grinsen und waren gefletscht. Es fehlte nur der Geifer davor, dann hätte sie wie ein Tier gewirkt.

Sie wirkte auch erregt. Die Atemstöße drangen hektisch aus dem Mund. Immer verbunden mit einem Röcheln, das Marion ebenso fremd war wie die verdammte Waffe.

Der nächste Schritt - und der Schreck!

Marion kam nicht mehr weiter. Das Glas des Fensters hatte sie gestoppt. Sie hatte nicht einmal die Berührung der Scheibe gespürt, doch die nächsten Augenblicke wurden zu den längsten ihres Lebens. So überdeutlich erlebte die Frau die Gefahr mit, obwohl man ihr noch nichts getan hatte.

Auch Anne ging keinen Schritt mehr weiter. Sie hatte eine gute Entfernung erreicht. Wenn sie die Waffe hob und ihr beim Schlagen noch genügend Schwung gab, dann blieb Marion nicht mehr die Spur einer Chance zur Flucht.

Marions Augen trännten. Trotzdem nahm sie alles überdeutlich wahr. Auch Dinge, die sie nicht sah, sondern nur spürte oder auch hörte.

Es waren Stimmen!

Aber es war niemand zu sehen, und auch Anne sprach sie nicht an. Die Stimmen kamen von woanders her. Marion war so klar, dass sie sich daran erinnerte, dass schon ihre Mutter die Stimmen gehört hatte.

Die der Toten...

Jetzt tobte das Wispern und Zischeln auch durch ihren Kopf. Sie hörte zudem die leisen Schreie, die tatsächlich von einer großen Qual berichteten.

„Nicht mehr... nicht mehr töten... genug Blut geflossen...“

So deutlich hörte Marion die Sätze zwar nicht, aber sie war in der Lage, die Worte zusammenzureimen, und sie fragte sich, ob sie daraus Hoffnung schöpfen konnte.

„Nein... sinnlos... unschuldig... hast Rache gehabt... nicht mehr töten... kein Blut...“

Marion schrie ihre Mutter an. „Hast du es gehört? Kein Blut! Kein Blut soll fließen...“

Sie erhielt eine Antwort. Leider nicht so, wie Marion sie sich vorgestellt hatte.

Anne Hopper hob die Waffe hoch und über ihren Kopf hinweg. Genau das hatte sie schon beim ersten Schlag getan...

Wir hatten uns entschlossen, Marion Hopper vorher nicht anzurufen. Unser Besuch sollte überraschend erfolgen. Die Erfahrung hatte uns

gelehrte, dass Menschen dann besser zu verhören waren, wenn sie zuvor nicht die Möglichkeit hatten, sich vorzubereiten.

Wo die Hoppers lebten, hatten wir erfragt. Wohnhaus und Firma lagen recht dicht beisammen. Gewissermaßen auf der grünen Wiese, wo sich auch andere Industriebetriebe angesammelt hatten. Zur Firma wollten wir nicht. Das flache Gebäude mit dem hohen Zaun darum herum ließen wir an der rechten Seite liegen. Die Straße führte in eine Kurve hinein, und drei Kilometer weiter zeichneten sich die Umrisse einer Ortschaft ab. Das richtig schlimme Wetter hatte uns verschont. Wir waren weder von Blitz und Donner noch von irgendwelchen Schneeschauern verfolgt worden. Nur der kalte Wind hatte ab und zu gegen den Porsche geschlagen, was dieser Flunder, die wie ein Brett auf der Straße lag, jedoch nichts ausmachte. Das Wohnhaus der Hoppers stand am Beginn der Ortes, versetzt von der Straße. Wir mussten einen etwa 50 Meter langen Weg fahren, der von Birken gesäumt wurde und auf einem Platz vor dem Haus endete. Fahrzeuge konnten an der Seite abgestellt werden, und dort rollten wir auch hin.

Das Haus stand recht einsam, und es war auch einsam. Niemand hatte sich bei unserer Ankunft blicken lassen. Da war keine Haustür geöffnet worden, auch hinter den Fenstern hatten wir keine Bewegung gesehen, nur an der Seite des Hauses parkte ein Porsche vor einem breiten Garagentor.

„Da passt ja meiner dazu“, sagte Bill und stieg aus.

Ich folgte ihm, schlug die Tür zu, und schaute mich automatisch um - und war überrascht, als ich das große dreieckige Fenster sah. Man soll sich ja nie vorher beeinflussen lassen, doch diese normale Veränderung hätte ich bei dem Backsteinhaus nicht erwartet. Es hatte mir eher einen biederem Eindruck gemacht.

Ich wollte schon zur Seite blicken und Bill nachgehen, als ich noch einmal hoch zur Scheibe blickte. Den Grund kannte ich selbst nicht. Es war einfach so.

Es spiegelte sich kein Sonnenstrahl in der Scheibe. Nur der Himmel malte sich zum Teil im dicken Glas ab. Trotzdem war mein Blick frei. Ich konnte von unten her in den großen Raum sehen. Meine Augen weiteten sich.

Zwei Frauen!

Eine stand mit dem Rücken dicht am Fenster. Die zweite hielt sich vor der ersten auf. Und sie hielt eine mächtige Axt in den Händen und auch über ihren Kopf gehoben.

Es war klar, dass sie zuschlagen würde, und wir würden zu spät kommen...

Das ist das Aus! Das ist der Tod! Das ist auch die Rache eines Teufels!

Marion Hopper war am Ende. Einzig die Gedanken huschten noch durch ihren Kopf. Die Frau empfand sie wie brutale Schläge.

Sie schaffte auch keinen Schrei mehr. Die Angst glich einem Messer, das ihren Körper in zwei Hälften teilte.

Anne wartete noch. Die Arme auch weiterhin erhoben. Sie zitterten leicht. Sie war ein Mensch, doch sie glich einer fremden Person, die nur ein menschliches Aussehen erhalten hatte. Warum schlug sie nicht zu? Warum hielt sie so lange inne?

Allmählich dachte auch Marion darüber nach. Und sie wunderte sich selbst darüber. Die Zeit war reif, um auch sie zu vernichten, aber Anne tat es nicht.

Sie hatte ihre schlagbereite Haltung nicht verändert. Aber sie war auch wie eingefroren. Nichts mehr. Keine Reaktion. Kein Schlag. Das Warten - aber worauf?

Auf die Stimmen?

Sie waren da. Sie huschten um Anne und Marion herum. Sie waren zu sehen, und trotzdem schaffte es Marion nicht, sie genau zu erkennen. Da war einfach noch zuviel dazwischen. Es waren keine Menschen, sondern Geister. Schemen, dünne, nebelartige Gebilde, die sich jedoch artikulieren konnten.

Sie „sprachen“ mit hohen, sirrenden, geisterhaften Stimmen, die über allem schwebten, und Marion war sogar in der Lage, einige Worte zu verstehen.

„Kein Blut mehr... nicht du... kein Blut... wir haben gebüßt... genug Blut geflossen...“

Anne hörte die Stimmen ebenfalls und gehorchte auch. Sie zitterte. Der Ausdruck auf ihrem Gesicht änderte sich. Sie sah aus, als wäre sie dabei, sich die Worte durch den Kopf gehen zu lassen und darüber nachzudenken.

Aber es war schwer, so verdammt schwer. Sie kämpfte mit großen Mühen. Sie zitterte, und das Beil zitterte ebenfalls. Es wurde längst nicht mehr so hart festgehalten wie es hätte sein müssen. Es schwankte nicht nur von rechts nach links, sondern kippte auch leicht nach vorn. Sollte sie trotz der Warnung die Waffe nach unten fallen lassen? Und sollte die Klinge dann in Marions Kopf schlagen?

Etwas anderes trat ein.

Hinter ihr erhielt die Scheibe einen Schlag. Sie nahm ihn als dumpfen Laut wahr, vermischt mit einem Knirschen. Das Glas war sehr massiv, es brach nicht auseinander, und als sie einen Blick über ihre Schulter warf, da erkannte sie, dass etwas im Glas feststeckte. Ein Klumpen, um

den herum sich ein Spinnennetz ausgebreitet hatte, das aus feinen Rissen bestand.

Plötzlich war das Beil für sie unwichtig geworden. Sie konnte sich auch wieder bewegen, drehte sich um und schaute durch das Fenster nach unten vor den Garagenplatz.

Dort stand ein Mann. Ein zweiter Porsche hatte angehalten. Marion kannte den Mann nicht, aber sie sah, dass er eine Waffe festhielt, mit der er in die Höhe zielte. Automatisch winkte sie mit beiden Händen ab und hoffte, dass der Fremde diese Geste verstand. Ja, er tat es und ließ die Waffe sinken.

Zugleich erklang ein dumpfes Geräusch hinter ihrem Rücken. Wieder fuhr sie herum und sah die Axt neben ihrer Mutter auf dem Boden liegen. Sie war ihr aus den Händen gerutscht, und sie wurde auch nicht mehr gebraucht. Anne Hopper wich langsam zurück. Ihr Gesicht war glatt und maskenhaft.

Marion hörte auch das schrille Klingeln. Jemand verlangte Einlass. Das war ihr jetzt egal, denn etwas anderes nahm ihre Aufmerksamkeit voll und ganz in Anspruch.

Wieder war es das Beil!

Sie hatte es fallen hören und sah es nun am Boden liegen. Trotzdem passierte etwas damit, denn über den Gegenstand hinweg strich etwas. Genau konnte Marion es nicht beschreiben. Es war ein Hauch, wie ein dünner Nebel, und er sorgte dafür, dass sich das mächtige Beil einfach auflöste.

Vor ihren Augen...

Marion begriff die Welt nicht mehr. Die Konturen verschwanden. Die Waffe wurde dünn, und wenig später besaß sie kein Gewicht mehr, weil Schatten nichts wiegen.

Ja, die Mordwaffe war zu einem Schatten geworden!

Marion konnte nicht reden und wunderte sich noch, dass sie es schaffte, Luft zu holen. Sie kam sich wie eingekesselt vor. Umklammert von Geistern, die mit ihr spielten.

Es klingelte noch immer. Fordernd, aggressiv, als wollte es nie mehr aufhören. Sie schaute ihre Mutter an, die sich nicht mehr bewegte und bis zu einem Sessel gegangen war, an dessen Lehne sie sich abstützte.

Marion Hopper wusste nicht, welcher Umstand sie gerettet hatte. Möglicherweise auch die Kugel, die in der Scheibe steckte. Es war ein Fremder gewesen, der sicherlich jetzt vor der Tür stand und Einlass begehrte.

Möglicherweise ein Polizist, denn für die Polizei war der Fall noch nicht beendet.

„Ich komme gleich wieder, Mutter“, sagte Marion, nicht wissend, ob ihre Mutter sie auch verstanden hatte. Dann eilte sie mit langen

Schritten durch den Raum, drückte unten die Haustür auf und hörte die Schritte auf der Treppe.

Für einen Moment erstarrte sie, denn es waren zwei Männer, die über die Stufen huschten, und einer von ihnen hielt seinen Ausweis hoch. Marion Hopper atmete auf.

Ich ließ den Ausweis wieder verschwinden, als ich vor der dunkelblonden Frau stand, die sicherlich noch nicht so alt war, aber jetzt um einiges gealtert wirkte, denn die Ereignisse hatten Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen.

Bill hatte geschellt. Ich war noch unten vor dem Fenster geblieben und hatte diesen Rettungsversuch gestartet. Die Kugel war nicht durch die Scheibe geschlagen, doch die Aktion hatte zumindest die Gestalt mit dem Beil abgelenkt. Es war nicht zu einer Tat gekommen. Mir war noch aufgefallen, dass das Beil zu Boden gefallen war. Dann erst war ich zu Bill Conolly gelaufen.

Jedenfalls wussten wir jetzt, dass wir uns nicht geirrt hatten. Wir waren richtig. In diesem Fall spielte Marion Hopper eine wichtige Rolle. Sie stand jetzt vor mir, schüttelte leicht den Kopf und wusste nicht, was sie tun sollte.

„Bitte“, sagte ich, „Sie brauchen keine Angst mehr zu haben, Mrs. Hopper. Wir sind gekommen, um Ihnen zu helfen.“

„Helfen?“, hauchte sie.

„Ja...“

Sie zögerte. Ihr Geist schien sich in einer anderen Welt versteckt zu haben. Dann hob sie die Schultern, drehte sich halb herum und trat zur Seite.

Wir gingen an ihr vorbei. Dabei löste sich ihre Spannung. Plötzlich fiel die Frau zusammen. Bill stand in ihrer Nähe und konnte sie abstützen, sonst wäre sie gefallen.

Ich schloss die Tür. Schnell schaute ich mich um. Von der zweiten Frau mit der Axt war nichts zu sehen.

Marion Hopper hatte sich wieder gefangen. Sie konnte zumindest allein stehen und entschuldigte sich für ihre Schwäche. „Es ist doch alles etwas viel gewesen“, flüsterte sie. „Sind Sie von der Polizei?“

„Sind wir“, sagte Bill.

„Mein Gott, das war im letzten Moment. Trotzdem wären Sie zu spät gekommen.“

„Warum?“

„Es war etwas anderes. Ich kann es Ihnen nicht sagen. Es ist einfach nicht zu erklären. Es ist furchtbar - wirklich. Aber das will ich Ihnen später erzählen. Ich muss... ich... ich... möchte auch zu meiner Mutter gehen.“

„Kommen Sie, wir gehen mit“, sagte Bill. „Dann können Sie uns in Ruhe berichten, was vorgefallen ist.“

„Ja, das mache ich...“

Das große Wohnzimmer war schnell zu finden. Man sah, dass Marion Hopper nicht zur ärmeren Klasse der Gesellschaft gehörte. Die Möbelstücke hatten einiges gekostet, und sie waren zudem sehr geschmackvoll aufeinander abgestimmt.

Eine ältere Frau saß starr in einem Sessel. Sie musste uns einfach sehen, doch sie nahm uns nicht zur Kenntnis. Auch als wir das Zimmer betraten, bewegte sie sich nicht. Ihr Blick war zwar auf die Tür gerichtet, aber sie nahm uns nicht wahr.

„Das ist Anne, meine Mutter.“

„Hielt sie das Beil?“, fragte ich.

„Ja.“

„Ich sah sie von unten. Wo ist es jetzt?“

Marion schaute mich an und zuckte die Achseln. „Ich weiß es nicht, Mister. Ich weiß es wirklich nicht.“

Mir war die Angst in ihrer Stimme aufgefallen. Allerdings auch die Verwunderung, so dass ich zu dem Schluss gelangte, dass mit dem Beil etwas passiert sein musste, das nicht in den Rahmen der Normalität hineinpasste.

Über das Thema wollte ich sie später befragen. Zunächst einmal hörte sie unsere Namen, dann drängte Bill sie, sich ebenfalls zu setzen. Er fragte auch, ob er etwas für sie tun könnte.

Marion nickte. „Ja, bitte einen Cognac. Er steht...“

„Keine Sorge, das habe ich gesehen.“

Bill besorgte den Cognac. Marion schwieg. Sie hielt den Kopf leicht gesenkt und fuhr immer wieder mit der Hand durch ihr Gesicht, als wollte sie Szenen aus ihrer Erinnerung vertreiben. Was sie erlebt hatte, war verdammt hart gewesen. Von der eigenen Mutter mit einem Beil bedroht zu werden, gehört nicht eben zur Normalität. Um das zu verkraften, musste man verdammt starke Nerven haben.

Bill brachte den Cognac. Er setzte sich neben Marion Hopper, während ich in einem Sessel saß, der strategisch günstig stand, so dass ich die drei Personen im Auge behalten konnte.

Wir erfuhren von Marion Hopper, dass ihre Mutter mit Vornamen Anne hieß. Mrs. Hopper hatte sich noch nicht gerührt. Auch weiterhin glich sie einer Statue und starre ins Leere.

Im Moment schwiegen wir. Marion trank ihren Cognac, während ich mich umschauten und nach diesem verdammten Beil suchte, das ich mir schließlich nicht eingebildet hatte.

Es war nicht zu sehen. Anne Hopper musste es in der Zwischenzeit versteckt oder aus dem Zimmer gebracht haben. Den Grund würde ich wohl noch erfahren.

Als Marion mehr als die Hälfte des Cognacs geschluckt hatte, unterbrach sie das Schweigen. „Sie wollen sicherlich erfahren, was hier passiert ist, nicht wahr?“

„Das wäre sehr gut“, sagte ich lächelnd.

„Sie werden es nicht glauben.“

„Lassen Sie es darauf ankommen!“

„Aber es gibt keine Erklärung dafür“, flüsterte die Frau. „Zumindest keine normale. Meine Mutter und ich werden bedroht, aber nicht durch eine reale oder sichtbare Gefahr. Da stecken ganz andere Mächte dahinter - ehrlich.“

Bill tippte Marion an. „Wäre es nicht besser, Mrs. Hopper, wenn Sie von Beginn an berichten würden? Wir wissen zunächst nur, dass eine große Axt oder ein Beil eine tragende Rolle spielt.“

„Und eine tragische, Mr. Conolly.“

„Das denke ich mir.“

Sie sah Bill und mich skeptisch an. „Werden Sie mich auch nicht für verrückt halten und dafür sorgen, dass die Männer in den weißen Kitteln mich mitnehmen?“

Ich lächelte ihr aufmunternd zu. „Bestimmt nicht, Marion. Wir sind zwar Polizisten, aber wir beschäftigen uns mit Fällen, die schon aus dem Rahmen fallen. Deshalb sind wir auch zu Ihnen gekommen. Sie sollten volles Vertrauen zu uns haben.“

„Das werde ich auch. Ich wüsste sonst keinen Menschen, dem ich alles erzählen kann. Und meinen Freund gibt es nicht mehr. Man hat ihn grausam getötet.“

„Das wissen wir“, sagte Bill.

Marion war noch nicht fertig. „Sogar mit einem Beil“, sagte sie leise. „Mit einem verfluchten Beil. Er sah grauenhaft aus.“ Sie schüttelte den Kopf. „Das Bild...“

„Berichten Sie am besten von Beginn an“, unterbrach Bill.

„Ja, entschuldigen Sie.“ In ihr Gesicht war wieder etwas Farbe zurückgekehrt.

Marion berichtete. Sie war sehr konzentriert. Sie ließ sich durch nichts ablenken, das sahen wir. Sie holte alles aus ihrem Gedächtnis hervor, was für sie wichtig war. Sie sprach leise, doch verständlich, und wir hörten genau zu.

Ihre Mutter Anne saß nach wie vor da und war stumm wie der berühmte Fisch. Wir wussten nicht einmal, ob sie etwas von den Worten ihrer Tochter mitbekam.

Es war in der Tat eine unwahrscheinliche und auch irrwitzige Geschichte. Ein Mensch, der nicht eingeweih war, hätte sie nicht glauben können. Wir waren eingeweih, und so sahen wir sie mit anderen Augen an. Drei Männer waren durch einen Vierten getötet worden. Zwei Brüder, ein Schwager, und den Vierten hatte es dann ebenfalls erwischt. Aber alle vier waren nicht in der Lage, als Tote ihre Ruhe zu finden. Oder auch als Geister. Der Killer wollte in seiner neuen Existenz weitermachen, und die anderen versuchten, ihn daran zu hindern. Auf diesen recht einfachen Nenner war die Geschichte zu bringen.

„Es war wirklich eine schlimme Tragödie.“ Marion kam allmählich zum Schluss. „Vor zehn Jahren passierte es. Unsere Familie litt auch in der Folgezeit stark darunter, aber wir haben es geschafft, uns wieder zu fangen. Und nun passiert das.“

Bill und ich ließen ihr Zeit, wieder zu sich zu kommen. Ich hatte den Kopf leicht nach links gedreht, um Anne Hopper im Auge zu behalten. Sie glich auch jetzt einer Statue und saß bewegungslos auf ihrem Platz. Nichts in ihrem Gesicht bewegte sich. Aus ihr schien das Leben gewichen zu sein.

Laut fragte Marion: „Können Sie mir einen Grund sagen? Wissen Sie, weshalb man uns so quält?“

„Nicht genau“, sagte Bill. „Ich gehe mal davon aus, dass es Seelen sind, die keine Ruhe finden können. Eine andere Antwort habe ich leider auch nicht.“

„Ruhelose Seelen“, flüsterte Marion. „So etwas gehört doch in den Bereich der Fabel.“

„O nein, Marion. Manchmal ist das Leben fantastischer als es jede Fabel sein kann.“

Sie nickte vor sich hin und sagte dann. „Auch wenn ich das akzeptiere, was ich wohl oder übel muss. Können Sie mir dann sagen, weshalb mein Freund Dario La Monte sterben musste?“

„Hat er nicht das Grabmal geschaffen?“, fragte ich.

„Ja, auf Bestellung.“ Sie lachte bitter auf und schüttelte den Kopf. „Wir waren ja noch so dummm, das Testament meines Onkels zu erfüllen. Er hat genau gewusst, wie die Gruft nach außen hin auszusehen hat. Wie jemand, der zuvor alles plante. Allmählich kommt es mir auch so vor. Er hat alles geplant, denke ich. Vielleicht ist es kein Amoklauf gewesen, und er hat zuvor alles genau abgecheckt. Oder wie sehen Sie das?“

„Es kann sein.“ sagte ich. „Da muss er dann auch mit gewissen Mächten Kontakt gehabt haben“, fuhr ich fort. „Was wissen Sie eigentlich über ihren Onkel Gerald?“

Marion überlegte und kratzte dabei an ihrer Stirn. „Tja“, murmelte sie, „was weiß ich? Dass ich nichts über ihn weiß, kann ich nicht behaupten, aber ich weiß auch nicht viel.“

„Das wenige könnte uns helfen.“

Sie lächelte knapp. „Er war eigentlich immer ein Einsiedler. Das habe ich schon als Kind so erlebt. Kein Schwarzes Schaf der Familie, aber jemand, der seinen eigenen Weg ging. Er hat auch nie geheiratet. Ich weiß nicht einmal, ob er jemals eine Frau gehabt hat. Er lebte stets zurückgezogen. Wie eingepackt in seine Welt. In einem kleinen Haus, das er nur selten verließ. Wir sahen ihn höchstens mal auf irgendwelchen Festen, das war auch alles.“

„Hatte er Hobbys?“

„Keine Ahnung. Er war oft unterwegs, das weiß ich schon. Wo er sich herumtrieb, ist mir nicht bekannt. Man kann aber ruhig von Reisen in die Ferne sprechen. Andere Erdteile waren ihm nicht fremd. Afrika, Asien, auch Australien hat er durchquert. Er war immer auf der Suche, wie man uns mal sagte, doch wonach er gesucht hat, ist mir nicht geläufig.“

„Könnte Ihre Mutter uns weiterhelfen?“, fragte ich.

Sie zuckte mit den Schultern. „Keine Ahnung. Soviel mir bekannt ist, hat sie sich nie großartig um ihren Schwager gekümmert. Wie gesagt, der Kontakt zu seiner Familie war nicht intensiv.“

„Aber zu La Monte, nicht?“

Marion Hopper starre mich an. Ein schmerzlicher Zug huschte wieder um ihre Mundwinkel. „Ja, das hat er. Gerald Hopper und Dario La Monte passten zueinander. Sie haben sich gesucht und auch gefunden. Es ist wie ein kleines Wunder gewesen, und ihn hat er auch in sein Vertrauen gezogen. Das habe ich allerdings erst später erfahren, als Dario und ich schon liiert waren.“

„Was zog ihn so hin?“

„Es war der Job, die Einstellung. Dario war Künstler und sehr weltoffen. Ihn interessierten weder Hard- noch Software. Er meinte immer, dass er über den Tellerrand hinausschauen konnte, was immer er damit auch beabsichtigte. Meinem Onkel gefiel dies. So hockten die beiden oft zusammen. Sie freundeten sich an, und Dario erhielt den Auftrag für das Grabmal. Ich habe nicht nachgefragt. Das liegt alles zehn und mehr Jahre zurück. Damals war ich Zwanzig. Es gab noch keine Verbindung zwischen Dario und mir. Das hat sich erst im letzten Jahr richtig entwickelt. Außerdem hatte ich viel um die Ohren. Ich musste mich um den Aufbau der Firma kümmern.“

„Das ist verständlich“, sagte ich. „Aber Sie haben nie mit Ihrem Freund über gewisse Vorgänge aus der Vergangenheit gesprochen? Es wäre normal gewesen, weil sie eben so prägend sind.“

„Hin und wieder.“

„Kam es zu einem Ergebnis?“

„Nein. Dario konnte sich die Untaten auch nicht erklären. Aber er hat seine Pflicht erfüllt, was die übrigen Mitglieder meiner Familie fast an den Rand des Wahnsinns trieb. Oft wurde darüber diskutiert, das Grabmal abzubrechen, aber das passierte dann auch nicht, und so ist es halt geblieben.“

„Sie wurden direkt bedroht?“, fragte ich.

„Direkt indirekt.“

„Das müssen Sie erklären, Marion.“

Sie schaute auf ihre Hände und sah etwas verlegen aus. „Was ich jetzt sage, entbehrt eigentlich jeglicher Logik. Man hat mich insofern indirekt bedroht, als dass ich den Schatten des großen Beils sah. Zum erstenmal, als ich unter der Dusche stand, und dann später hier im Zimmer. Als meine Mutter kam, wurde aus dem Schatten eine Waffe, die sich in ihren Händen materialisierte, und den Rest kennen Sie ja.“

„Nur fast.“

„Wieso?“

„Was hat Ihre Mutter dazu gebracht, nicht zuzuschlagen? Das ist uns ein Rätsel.“

Marion Hopper lachte auf. „Mir auch. Da ist etwas gewesen, das meine Mutter zurückgehalten hat. Ich habe es gehört, aber ich kann es mir nicht erklären. Es sind Stimmen gewesen. Fremde Stimmen. Von Geistern wahrscheinlich, sofern man behaupten kann, dass Geister sprechen können.“ Sie winkte mit beiden Händen ab. „Allmählich glaube ich alles. Für mich ist in der letzten Zeit ein Weltbild zusammengestürzt.“

„Kann ich verstehen“, sagte Bill. „Aber das Beil hat sich zurückgezogen.“

„Es wurde zu einem Schatten. Wieder.“

„In der Hand Ihrer Mutter?“

„Ja, Mr. Conolly. Meine Mutter hat es gehalten. Als festen und auch als feinstofflichen Gegenstand. Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen. Was dahintersteckt, weiß ich leider nicht. Aber die Gefahr ist noch nicht vorbei. Das spüre ich einfach.“

Sie griff wieder nach ihrem Glas, sah, dass es leer war und wollte aufstehen.

„Lassen Sie mal“, sagte Bill, „das übernehme ich.“

„Danke, ich...“

Sie sprach nicht mehr weiter. Auch wir enthielten uns einer Bemerkung, denn es war etwas passiert. Zuerst hörten wir Anne Hoppers Räuspern und danach ihre leise Stimme.

„Es ist noch da“, flüsterte sie. „Das Beil ist noch da. Ich spüre es genau...“

Das war der Moment, in dem sich alle Blicke auf Anne Hopper richteten.

Sie hatte sich nur beim Sprechen etwas bewegt. Jetzt saß sie wieder so starr auf ihrem Platz wie zuvor, und sie blickte ins Leere oder in ihr Inneres.

Da ich ihr am nächsten saß, wollte ich sie auch ansprechen und mehr über das Beil erfahren. Bill hatte sich wieder gesetzt, und Marion sah meinen warnenden Blick, so hielt sie ihre eigenen Worte zurück.

„Bitte, Mrs. Hopper, erinnern Sie sich daran, was Sie uns gesagt haben?“

„Ja, schwach.“

„Es ging um das Beil.“

Sie nickte roboterhaft.

„Wo können wir es finden?“

„Überall. Es ist überall. Man kann es spüren. Seine Aura. Das Böse ist einfach da. Es lauert. Es wird töten. Man kann es nicht stoppen. Ich weiß es. Es hört nicht auf die anderen Personen. Sie... sie... können es nicht mehr zurückhalten.“

„Wer sind die anderen?“, fragte ich.

„Die Toten. Ja, es sind die Toten. Das weiß ich genau. Auch sie befinden sich in der Nähe. Sie passen auf. Sie sind Wächter. Sie schauen überall hin. Aber sie sind nicht stark genug. Das Beil ist schlimmer. Es ist so furchtbar.“

„Und Gerald?“, hakte ich vorsichtig nach. „Wenn Sie die Toten sehen, können Sie auch den Mörder erkennen. Treibt er sich auch noch in der Nähe herum?“

Anne Hopper schaute in die Höhe und drehte dabei den Kopf, als wollte sie die Geister unter der Decke suchen. „Ich weiß, dass sie uns beobachten. Sie wollen, dass nicht noch mehr Blut fließt und wieder alles von vorn anfängt. Es hat genug Tote gegeben, aber ihm ist es nicht genug. Er kann keine Ruhe finden. Er will immer weiter morden. Sein verfluchtes Beil muss es einfach tun.“ Sie schauderte zusammen. „Es ist so nahe, so schrecklich nah.“ Dann zog sie den Kopf ein und machte sich klein. In dieser nach vorn gebeugten Haltung blieb sie sitzen.

Ich warf Bill einen Blick zu. Der Reporter schüttelte nur kurz den Kopf. Er hatte nichts gespürt. Auch mir war die Nähe der Mordwaffe bisher verborgen geblieben.

Ich glaubte Anne Hopper trotzdem. Sie spürte mehr als wir, denn sie war sensibler. Vorsichtig spähte sie wieder in die Runde.

Ich stand auf. Anne nahm es nicht zur Kenntnis. Sie war versunken in ihrer eigenen Welt. Aber Marion und Bill blickten mich an und sahen dabei zu, wie ich vom Tisch wegging und durch das Zimmer wanderte. Ich suchte nach dem Beil. Vielleicht auch nach seinem Schatten.

Es war nichts zu sehen. Keine Veränderung im Raum. Nur draußen hatte sich der Himmel wieder etwas bewölkt. Da waren die Wolken aufeinander zugeglitten und hatten eine kompakte Masse gebildet, die viel vom Licht des Tages nahm.

Ich ging weiter. Vor dem Fenster blieb ich stehen. Hier hatte ich Anne Hopper mit hoch erhobenem Beil gesehen. Sie hatte nicht zugeschlagen, weil sie von den Geistern der Ermordeten davon abgehalten worden war.

Und jetzt?

Ich griff in die Tasche, in der das Kreuz steckte. Ob es sich erwärmt hatte, wusste ich nicht. Es konnte auch durch die Körperwärme diesen Hauch erhalten haben.

Langsam zog ich es hervor.

Bill und Marion schauten mir zu. Als die Frau das Kreuz sah, zuckte sie leicht zusammen und fragte den Reporter etwas, der allerdings leicht abwinkte.

Das Kreuz lag jetzt frei, und ich wartete darauf, dass es reagierte. Wenn eine schwarzmagische Macht in der Nähe war, musste der Wärmestrom über das Metall fließen.

Er tat es nicht.

Dafür geschah etwas anders. Ich hörte plötzlich ein Geräusch, das ich zunächst nicht einordnen konnte. Es waren seltsame Laute, die um mich herum wehten. Das Kreuz musste sie angelockt haben. Noch klangen sie recht weit entfernt auf, aber je mehr Zeit verging, desto näher drängten sie auf mich zu.

Stimmen!

Leise, zischelnde Stimmen, die durch die Luft wehten und deren Sprecher nicht sichtbar waren. Sie hielten sich im Hintergrund verborgen, durch eine Grenze von der normalen Welt getrennt. Es waren Meldungen aus dem Jenseits.

Ich drehte mich auf der Stelle. Fast kam ich mir vor wie ein Wünschelrutengänger, der nach einer Wasserquelle sucht. Ich suchte auch nach einer Quelle, die jedoch nichts mit Wasser zu tun hatte. Sie war mehr geistig, vielleicht auch feinstofflich und hielt sich in einer Welt verborgen, in die ich nach wie vor keinen Einblick bekam.

Aber sie näherten sich. Sie kamen sogar sehr nahe an mich heran und streiften an meinen Ohren entlang, als wollten sie mir ihre Botschaft besonders nahe bringen.

Wispern und Flüstern. Dazwischen ein geheimnisvolles Raunen, bestehend aus tieferen Lauten. Ich bemühte mich, Worte zu verstehen.

Hatten sie nicht gesagt, dass genügend Blut geflossen war? So dachte ich auch, und dann vernahm ich die ersten Worte aus dem Unsichtbaren.

„Er soll nicht töten... es ist genug... wir wollen Frieden haben... man wartet auf uns... die andere Welt... so schön ist sie... so hell und klar...“

Ich hielt die Augen halb geschlossen, um mich konzentrieren zu können. Zwar stand ich mit beiden Füßen auf dem Boden, erlebte aber trotzdem das Gefühl, leicht zu schweben.

Langsam hob ich das Kreuz an. Zwei Augenpaare beobachteten mich dabei. Nur Anne Hopper drehte mir nach wie vor den Rücken zu und schaute nach vorn.

Ja, jetzt war die Wärme da. Leicht nur, nicht aggressiv, wie ich sie schon so oft erlebt hatte. Die Wärme streichelte meine Hand, sie war einfach wunderbar und tat mir sehr gut.

Und plötzlich veränderte sich auch meine Umgebung. Es war etwas Wunderbares für mich, im Besitz des Kreuzes zu sein. Dieser weiche, warme Strom rieselte durch meine Hand bis hinein in das Gelenk, und dann entspannte sich auch mein Gesicht.

Vor mir tauchten die Geister auf. Sie hatten es geschafft, die Grenze zwischen den beiden Welten zu überschreiten. Hergeholt durch die Macht des Kreuzes, der sie zugetan waren.

Es war so wunderbar. Ich stand hier keinen Feinden gegenüber, sondern Freunden, die mich unterstützen wollten. Das Lächeln auf meinen Lippen blieb. Jetzt bekam ich die gesamte Kraft des Kreuzes mit, die in die andere Welt gestrahlt war.

Nebelähnliche Gestalten. Gestaltlos. Da war nur ein Wehen, ein Schwingen, ein Summen und Flüstern. Bis auf den kieksenden Schrei, der von Marion Hopper ausgestoßen wurde.

Auch sie hatte jetzt gesehen, welch eine Veränderung eingetreten war, und sie konnte es nicht fassen. Es musste wie eine gewaltige Woge über sie gekommen sein, denn jetzt sah sie die eigenen toten Verwandten, die als Geister zurückgekehrt waren.

Das konnte sie nicht fassen. Es war gut, dass Bill Conolly neben ihr saß und sie an sich drückte. So konnte er ihr durch seine Nähe ein Gefühl der Sicherheit geben.

Ich wartete regungslos. Für mich stand fest, dass die drei Gestalten eine Botschaft hatten. Es musste nur ein Weg gefunden werden, dass ich sie auch verstand.

Den Geist des ermordeten Künstlers sah ich nicht. Es war nicht einfach, aber es gelang mir schon, die drei verschiedenen Gestalten zu trennen, auch wenn sie immer wieder aufeinander zu glitten, als wollten sie sich umarmen.

„Frieden!“, sirrte es mir entgegen. „Bitte, du musst uns Frieden geben. Wir leiden schrecklich...“

„Ja, ich möchte es. Wie denn?“

„Vernichte den Mörder!“ antworteten sie im Chor. „Du musst ihn aus dem Weg schaffen. Nur wenn er tot ist, finden wir unsere Ruhe. Nur dann, sonst nicht...“

Sie umwehten mich und das Kreuz, und ich spürte sie nicht als kaltes Ektoplasma, sondern als einen warmen Strom, der vom Kreuz her in meine Hand hineinglitt und sehr, sehr milde und sanft war.

Ich ging einen kleinen Schritt nach vorn.

Sofort wichen sie zurück.

„Du hast nicht mehr viel Zeit... er kommt... er wird kommen. Er will auch den Rest töten. Er hat es gelernt. Er ist jemand, der die Geister beschwören kann. Er war oft unterwegs. Er kennt eure Welt in allen Richtungen. Er ist so stark auf seinem Gebiet... so stark...“

Das Kreuz kühlte etwas ab. Das deutete darauf hin, dass sich die Geister zurückzogen, und so war es auch. Die sowieso schon dünnen Nebel begannen sich aufzulösen. Sie wurden zu hauchzarten Fahnen, die der Decke entgegenhuschten, und ich hörte ihre allerletzte Botschaft. „Sein Hass auf die Familie darf nicht so groß sein... nein... nein... nicht sein Hass. Er kann nicht gewinnen...“

Das letzte Wort verwehte, und auch sie waren plötzlich verschwunden. Ich war überzeugt, dass sie nicht mehr zurückkehren würden, und ließ die Hand mit dem Kreuz sinken.

Anne Hopper hatte sich gedreht. Marion und Bill saßen eng zusammen auf der Couch. Sie alle wirkten wie Zuschauer, die auf eine Bühne schauten.

Ich sagte nichts, weil ich noch zu sehr unter dem Eindruck des Erlebten stand. Bis mich Bill ansprach. „Du hast nur sie gesehen?“

„Ja.“

„Und Gerald?“

Ich zuckte mit den Schultern. „Er hält sich zurück und wird wahrscheinlich auf eine günstige Gelegenheit warten.“

„Die hätte er jetzt. Mutter und Tochter sind in einem Zimmer. Da könnte er sich austoben.“

Als hätte Bill Marion ein Stichwort gegeben, bewegte sich die Frau mit den dunkelblonden Haaren. Sie streckte die Arme vor und stemmte die Handflächen auf den Rand des Tisches.

Zwei, drei Sekunden blieb sie in dieser Haltung, bevor sie sich ruckartig in die Höhe stemmte. Bill wollte etwas zu ihr sagen, doch ich stoppte ihn.

„Nicht, Bill!“ flüsterte ich.

„Ist schon klar.“

Marions Gesichtsausdruck hatte sich verändert. Wenn ich es richtig sah, dann lag ein Lauern in ihren Augen. So schaute jemand, der Bescheid weiß, aber noch nach etwas Bestimmten sucht.

Bill hob seinen linken Arm. Es war möglicherweise nur eine völlig normale und nicht einmal bewusste Bewegung, aber Marion sah sie trotzdem als falsch an.

Sie schlug seine Hand zur Seite, und darüber wunderte sich Bill. Er hielt sie aber nicht auf, als sie sich von der schmalen Couch entfernte und in die Mitte des Zimmers trat, als gäbe es dort ein bestimmtes Ziel.

Marion blieb auch stehen.

Sie war nicht mehr die gleiche wie zuvor. Die Veränderung war nicht einmal so stark äußerlich zu sehen, sie musste sich mehr in ihrem Innern abgespielt haben. Dort war sie einfach übernommen worden. Etwas anderes konnte ich mir nicht vorstellen.

Plötzlich stieß sie beide Arme nach vorn.

Die Hände schnappten zu.

Aber nicht ins Leere, denn innerhalb eines Sekundenbruchteils war der Schatten des Beils erschienen, und den hielt Marion jetzt mit beiden Händen fest.

Wieder einen Atemzug später schrie sie auf, fuhr herum - und der Schatten verwandelte sich in einen festen Gegenstand.

Marion hielt das Killerbeil fest!

Ich wurde wieder an das Bild des Grabmals erinnert. Auch da hatte jemand ein Beil in beiden Händen gehalten. Das war bei Marion auch der Fall. Sie hatte den Oberkörper leicht nach vorn gedrückt und die lange Waffe dabei nach links geneigt. Das untere Ende wurde von einer mächtigen Klinge begrenzt, die nicht nur mit einem Schlag einen Menschen in zwei Hälften teilen konnte.

Die Klinge war blank bis auf die Schneide. Dort malten sich dunklere Flecken ab, die etwas an Rost erinnerten. Für mich war dort nichts oxidiert. Dort klebte noch das Blut des letzten Opfers.

Auch Bill hatte es nicht mehr auf seinem Platz gehalten. Er war aufgestanden. Noch in der Bewegung hatte er die Pistole gezogen. Ich wollte nicht, dass er auf Marion schoss.

„Wir dürfen sie nicht töten!“, zischte ich.

„Nur als Rückendeckung, John.“

„Okay.“

Auch Anne Hopper hatte die Veränderung ihrer Tochter bemerkt. Die Starre hatte sie ablegen können. Aus großen Augen blickte sie auf ihre Tochter und dabei auch auf die Waffe. Die Vorzeichen hatten sich umgekehrt. Jetzt ging von der Tochter die Gefahr aus und nicht von der Mutter.

Wenn es stimmte, was mir die Geister der Toten übermittelt hatten, dann würde sich Marion gegen ihre Mutter wenden, um sie zu töten. Was heißt Marion? Das war sie gar nicht. Das war eine andere Person.

Nur äußerlich erinnerte sie an Marion. Tatsächlich aber hatte der Geist des verdammten Amokläufers sie übernommen.

Sie suchte noch.

Marion sah mich. Sie sah das Kreuz. Sie zuckte leicht zusammen, aber sie kam nicht auf mich zu.

„Kind, was machst du...?“, rief Anne Hopper. „Du... du... willst doch nicht hier...“

Als Antwort fletschte die Veränderte ihre Zähne. Auch der Ausdruck in den Augen hatte gewechselt. Er war jetzt so klar, blank, und auch verdammt grausam.

Sie drehte sich Anne zu.

Ich ging nach vorn.

Marion hob das Beil an.

Ich schritt weiter.

Und ich nahm wahr, wie Anne Hopper hilflos die Arme hob, um mit dieser verzweifelten Geste zu beweisen, dass sie den Schlag abwehren wollte. Sie drückte sich seitlich gegen die Sessellehne, doch auch in dieser Haltung hatte sie nicht die Spur einer Chance.

Bill hielt es kaum aus. Er zielte auf die Person, aus deren Mund ein krächzender Laut drang. Sie beugte ihre Arme zurück. Die Beiklinge schwebte jetzt dicht unter der Decke, und sie würde mit irrer Gewalt nach unten fahren.

Ich war schneller.

Ein letzter Sprung brachte mich in ihre direkte Nähe, und dann packte ich zu.

Ich wollte die Frau nicht töten. Sie musste gerettet werden, aber der Geist des Toten sollte ihren Körper verlassen. Alles andere zählte in diesem Fall nicht.

Der harte Griff meiner linken Hand hatte ausgereicht. Durch die Wucht getrieben, taumelte sie einige Schritte zur Seite, und ihre Füße schleiften über den Teppich. Halt fand sie nicht mehr. Sie prallte gegen die Wand und riss ein Bild herab.

Dann kam sie wieder hoch - und schaute auf das Kreuz!

Es befand sich so dicht vor ihr, dass sie es hätte anfassen können. Das wollte sie nicht. Sie war auch nicht vor Schreck erstarrt, denn abermals riss sie das verdammte Beil in die Höhe, wie es ihr befohlen worden war.

Ich drückte ihr das Kreuz gegen die Brust!

Es war der Anfang vom Ende des mordenden Geistes. Die Frau selbst schrie nicht, aber ihr Gesicht wurde eingehüllt von einem strahlenden Kranz aus Licht, durch das ein dunklerer Schatten glitt, der Schreie ausstieß. Ich hörte sie zuerst noch laut um meine Ohren tanzen, aber sie wurden sehr bald leiser, je weiter sich der Geist des Killers entfernte

und dabei in eine Welt eintauchte, aus der es für ihn kein Zurück mehr gab.

Ich trat etwas zurück. Komisch, auf einmal war alles so leicht gewesen. Wir konnten wieder frei durchatmen. Auch aus dem Jenseits würde kein Amokläufer mehr zuschlagen.

Etwas polterte vor mir auf den Boden. Es war das verfluchte Beil. Ein Stück blutige Erinnerung, dem Marion Hopper nachschauten und dabei den Kopf schüttelte.

Ich führte sie von der Wand weg. Ob sie sich erinnerte, was hier passiert war, das wusste ich nicht genau, aber sie kam auf das Beil zu sprechen. Ihre Stimme zitterte bei jedem Wort. „Ich will es nicht mehr sehen. Schafft es weg. Verbrennt und zerstört es. Ich... ich will nichts damit zu tun haben.“

„Das werden Sie auch nicht mehr müssen, Marion.“

Scheu blickte sie mich an, um sofort danach in die Arme ihrer Mutter zu fallen wie ein kleines Kind.

Mit dieser Geste hatte der Fall auch für Bill und mich einen befriedigenden Abschluss gefunden. Beide Hauptpersonen hatten überlebt. Es würde keine Familienrache der Hoppers mehr geben.

Bill grinste mich an. „Möchtest du auch einen Drink, John?“

„Jetzt ja, denn den haben wir uns verdient.“

„Du sagst es, Geisterjäger...“

ENDE



Als die Christenheit sich aufmachte, um die Stadt Jerusalem von den Ungläubigen zu befreien, zog auch Edward Estur in den Heiligen Krieg. Er kehrte als Held zurück, aber auch als Gebrandmarkter. Kaum jemand wusste, was er in dieser Zeit erlebt hatte.

Seine Schwüre waren vergessen. Ebenso wie seine Geliebte, die er tötete. Jahrhunderte später wiederholte sich das Schicksal. Da war Edward Estur nicht mehr der Kreuzfahrer, sondern

Der Rächer aus dem Morgenland

Lesen Sie in einer Woche die Geschichte von Liebe, Hass und Tod. Wie immer bekommen Sie den neuen Sinclair-Roman für 2,50 DM bei Ihrem Zeitschriften- und Bahnhofsbuchhändler.